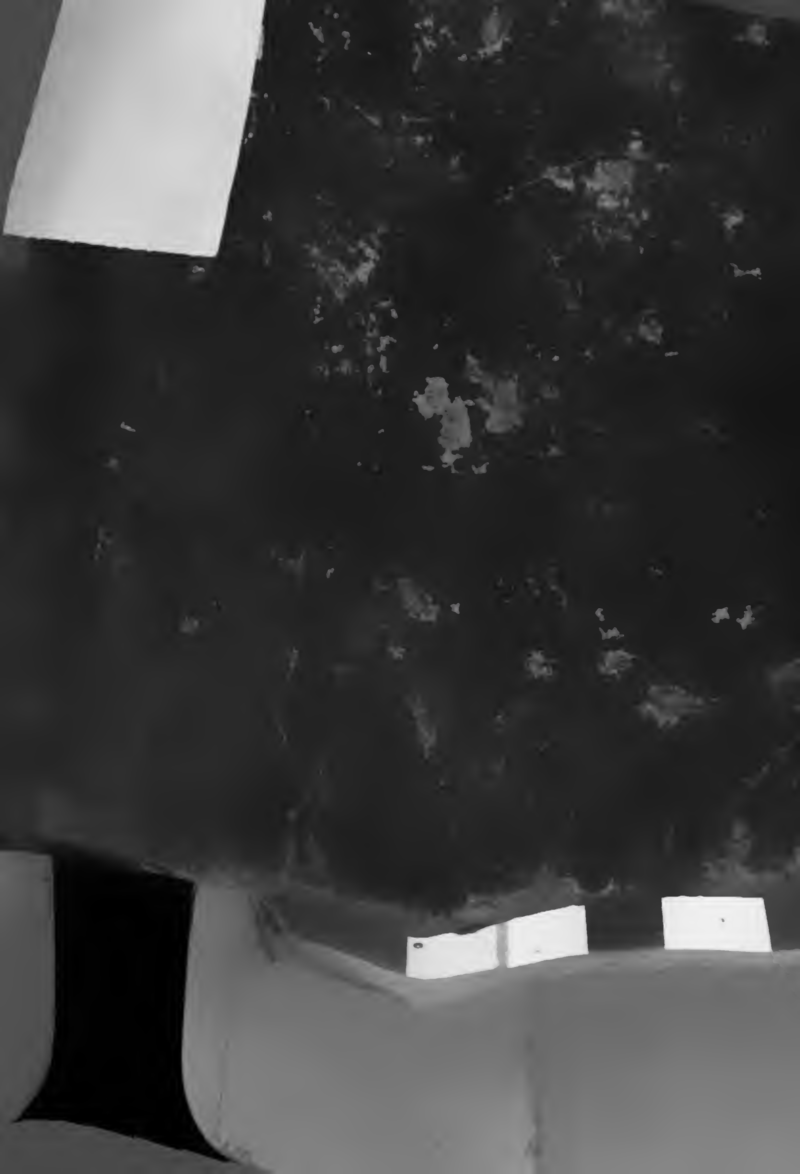


Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

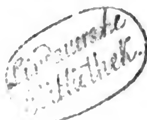
J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

In der zwölften Stunde.

Von

Friedrich Spielhagen.

> Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und Andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen.
>
> Goethe.



Berlin, 1863.

Verlag von Otto Janke.





I.

„Es verlohnt sich nicht mehr der Mühe, zu Bett zu gehen. Es wäre ein zu prosaisches Ende einer solchen ambrosischen Nacht. Hörst Du, Sven, wie die Vögel über uns in den dichten Kronen der Kastanien mit verschlafenem Zwitschern das Herannahen der Sonne verkündigen? Komm, laß uns das Erscheinen der Himmlischen begrüßen! Diese Straße hier führt an das Ufer, wie Du Dich von früher her erinnern wirst, als Du und ich, zwei Knaben wilder Art, so brüderlich zusammen aufgewachsen —"

„Ich bitte Dich, Benno, wenn Dir an meiner Gesellschaft etwas liegt, schwatze etwas weniger viel und laut. Mir ist von den Erinnerungen, die heute Nacht durch mein Hirn gezogen sind, so still —"

„So feierlich, so ganz, als wollt' es öffnen sich — das ist der Tag des —"

„Adieu, Benno, frage morgen, wenn Du die Wirkungen der Bowle verschlafen hast, im goldnen Stern nach mir.“

„Bruderherz, geliebtes! verschließe Dich nicht vor mir hinter den Pforten Deiner Karavanserei zu den übrigen Kamelen und Dromedaren! Ich will ja auch stumm sein, taubstumm, wenn Du willst; aber verlasse mich nicht jetzt, und mische nicht durch Deinen hypochondrischen Eigensinn Wermuth in die Süßigkeit eines Wiedersehens nach langen Jahren der Trennung! Im Ernst, Sven, ich will vernünftig sein; die aufgehende Sonne soll an diesem Tage noch keinen vernünftigeren Menschen beschienen haben.“

Der so sprach und bei den letzten Worten den Arm seines Begleiters faßte, um ihn mit freundlicher Gewalt in die Straße zu ziehen, die von diesem Punkte aus zum Ufer des großen Stromes hinabführte, war ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren. Seine Gestalt war fast unter Mittelgröße, aber gedrungen und wohlgebildet. Das dichte Haupthaar, die langen Wimpern und der seidenweiche Schnurbart waren von

glänzender Schwärze. Die Züge seines überaus lebhaften Gesichtes waren, ohne schön zu sein, markirt und fein und die etwas niedrige feste Stirn, die blitzenden Augen und vor Allem der Mund, um den es fortwährend zuckte und spielte, verkündeten ein reges inneres Leben, an welchem freilich der Verstand einen größeren Antheil haben mochte, als das Herz.

Dies war ein Zug, der ihn mehr wie alles Andre von seinem Begleiter unterschied, dessen edelschönes Antlitz gerade die entgegengesetzte Mischung der Seelenkräfte aufzuweisen schien; besonders in diesem Augenblicke, wo eine Wolke von Melancholie, oder von Schwärmerei auf seiner hohen Stirn und über seinen großen sanften tiefblauen Augen hing. Er war schlank und hoch gewachsen, fast zwei Köpfe höher als sein munterer, breitschultriger Gefährte. Seine Haltung war die eines Mannes, der sich in guter Gesellschaft zu bewegen gewohnt ist und die Manieren, die er sich dort angeeignet, selbst in unbewachten Augenblicken nicht ablegt, weil sie ihm zur zweiten Natur geworden sind. Er war vielleicht mit seinem Be-

gleiter in einem Alter, obgleich diesen die zuckende Lebhaftigkeit, die jetzt durch den reichlich genossenen Wein noch erhöht war, um mehre Jahre jünger erscheinen ließ. Er war noch in demselben eleganten bequemen Reiseanzug, in welchem er gestern Abend bei seiner Ankunft in der Universitätsstadt aus dem Wagen gestiegen war. Dieses Costüm und seine ganze übrige Erscheinung machten es schwer, ihn irgend einer bestimmten Berufsklasse zuzutheilen; sein gesprächiger Genoß in dem etwas abgeschabten schwarzen Anzug war wol ein junger Gelehrter, ein Privatdocent an der Universität, oder dergleichen.

Sie waren Arm in Arm die etwas abschüssige Straße hinabgewandelt und befanden sich jetzt unmittelbar an dem Ufer des großen Stromes. Der junge Mann im Reiseanzug nahm seinen Strohhut ab, beugte sich nieder, tauchte seine Hand in das Wasser und benetzte damit seine Stirn, vielleicht nur, um sich nach der durchschwärmten Nacht zu erfrischen, vielleicht, um den vielgeliebten Strom, an dem sich für ihn so viel schöne Erinnerungen knüpften und den er jetzt nach so manchen Jahren zum ersten Male wieder erblickte, seine Huldigung dar-

zubringen. Sein Genoß hatte sich unterdessen nach einem Platze umgeschaut, von dem aus man besser, als vom flachen Ufer, dem Schauspiel des Sonnenaufganges zusehen könnte. Links von ihnen, auf der Höhe des Ufers, lag eine Villa, die letzte der langen Reihe, die sich, von der Stadt aus, am Strome hinzog. Eine hohe Terrasse war ihr vorgebaut. Zu dieser führte eine breite Steintreppe, die oben mit einem eisernen Geländer verschlossen war. Als Sven sich aus seiner gebückten Stellung wieder aufrichtete, sah er, wie Benno, der unterdessen die Treppe hinaufgestiegen war, eben versuchte, sich über das nicht allzu hohe Geländer hinüberzuschwingen.

„Was fällt Dir ein, Benno?“ rief er hinauf.

Der antwortete nicht, sondern kletterte vollends hinüber, lehnte sich dann mit beiden Armen auf die Balustrade und schaute lächelnd auf seinen Begleiter hinab; richtete sich wieder empor und schien durch allerlei Gesten die Bewunderung auszudrücken, welche er über die Aussicht von seinem erhabenen Standpunkte empfand.

„Laß die Possen und komm herab!“ rief Sven.

„Mit nichten!“ antwortete Jener; „laß Deine Bedenken und komm herauf. Es ist allerliebst hier oben und wir sind hier, auf Ehre, keinem Menschen im Wege.“

„Ist denn das Haus nicht bewohnt?“

„Jedenfalls ist keiner der Bewohner oder Bewohnerinnen hier, uns in unserm harmlosen Naturgenuß zu stören. Komm, Sven; es verlohnt sich wirklich der Mühe; die Aussicht ist ganz köstlich. Die Sonne muß in wenigen Minuten aufgehen.“

„Du bist doch immer noch der alte Windbeutel, der meine guten Sitten durch sein böses Beispiel verdirbt;“ sagte Sven lächelnd, indem er sich anschickte, seinem leichtblütigen Genossen zu folgen.

„Und Du, der alte Sittenprediger, der stets den Weg der Tugend weis't, um die Dornenpfade des Lasters zu gehen. Nimm Dich in Acht, sonst bleibt Dein Rockschoß an besagten Dornen hängen! — Nun sage selbst, ist es nicht allerliebst hier oben?“

„In der That!“ erwiederte Sven, von der Terrasse einen Blick in die Landschaft werfend, um dann seine Umgebung mit neugierigem Auge zu mustern.

Auf der Terrasse standen Tischchen und Gartenstühle in jener malerischen Verwirrung durcheinander, wie sie durch den Aufbruch einer Gesellschaft hervorgebracht wird. In dem einen Stuhl saß eine Puppe, anderes Kinderspielzeug lag auf dem Boden. Auf dem einen der Tischchen lagen Journale, deutsche und englische, auf einem andern eine angefangene Stickerei, Seide, Garn, Fingerhut, Scheere und die übrigen niedlichen Werkzeuge einer geschickten weiblichen Hand. Offenbar benutzten die Bewohner der Villa bei dem köstlichen Sommerwetter die Terrasse als ein luftiges Zimmer. Auch die Fensterthür, welche von der Terrasse in den Salon führte, stand weit geöffnet. Sven warf einen verstohlenen Blick in das hohe, schöne, mit kostbaren Möbeln, Vorhängen und Teppichen reich ausgestattete Gemach. Während er so auf der Schwelle stand und sein Blick über die Einzelheiten dieses reizenden Interieurs flüchtig wegeilte, blieb sein Auge auf einem Porträt haften, das ganz in seiner Nähe an einem der Fensterpfeiler hing. Es war das lebensgroße Bild einer Dame. Bei der halben Dämmerung, die noch immer in dem

Zimmer herrschte, vermochte Sven nur die Umrisse deutlicher zu erkennen, aber was er sah, war so anziehend, daß er unwillkürlich noch einige Schritte näher trat, bis er unmittelbar vor dem Bilde stand. — Es war ein wundersames Bild, eines jener Bilder, die den Beschauer wie durch einen mystischen Schleier aus einer dämonischen Welt heraus anblicken, in welcher unsere Träume leibhaftig sind und die geheimsten Wünsche unseres Herzens zur Wahrheit werden; eines jener Bilder, deren Anblick wie eine Offenbarung auf uns wirkt, und deren Erinnerung wir von dem Augenblicke an in allen Wechselfällen unseres Lebens nicht wieder verlieren können. Sven fühlte sich auf eine seltsame Weise bewegt. Er wußte es wohl, es war nicht das reiche braune Haar, es waren nicht die dunkeln, von langen dunkeln Wimpern halb überschatteten Augen, es war nicht der liebliche und bei aller Lieblichkeit so feste Mund, es war überhaupt keine Einzelheit, welche diese unbeschreibliche Wirkung auf ihn hervorbrachte, — es war der Ausdruck, den der geniale Künstler besonders in dem Blick des halb von den Lidern bedeckten Auges und in dem leise

herabgezogenen Winkeln des Mundes zu concentriren gewußt hatte, — die tiefe, hoffnungslose Schwermuth, welche, wie ein feiner Duft über einer reichen Landschaft, über den schönen geistvollen Zügen lag.

Sven stand noch in Betrachtung verloren vor dem Bilde, das ihn mit einer fast unheimlichen Gewalt an sich zog, als ihn ein Ruf des Gefährten an seine Situation erinnerte. Er trat wieder auf die Terrasse hinaus und fand Benno in einem der bequemen Gartenstühle sitzend und mächtige Wolken aus einer eben angezündeten Cigarre in die frische Morgenluft hinausblasend.

„Nach meinem Chronometer,“ sagte Benno, auf die Uhr blickend, „muß die Sonne in fünf Minuten über den Horizont kommen. Setze Dich her zu mir und laß uns dieses Schauspiel mit der Andacht von Feueranbetern genießen.“

Sven antwortete nicht und lehnte sich auf die Balustrade. Die Luft war frisch und erquickend, von den Wiesen drüben jenseits des Flusses wehte der Ostwind den Duft des unlängst geschnittenen

Heu's herüber. Man sah das gegenüberliegende Ufer nur auf Augenblicke, denn aus dem Wasser aufsteigende Dünste, die sich bald in einzelne schlankere Säulen theilten, bald zu größeren Massen zusammenballten, trieben unaufhörlich stromab — wie ein geisterhaftes Heer, wie die Schemen der Krieger, die mit ihrem Blut die grünen Wasser dieses herrlichsten Stromes färbten. Die Kuppen des nahen Gebirges leuchteten schon in dem röthlichen Schein der aufgehenden Sonne, und wenn auf Momente die Nebelschleier auseinander wallten, sah man die breiten Bergwände und die weißen Häuser des Städtchens an ihrem Fuß. Und jetzt stieg das Gestirn des Tages, schwimmend und zitternd in seinem Glan[illegible]er die niedrige Hügelreihe des jenseitigen Ufe[illegible] und die Gespensterwolken zerflatterten hie[illegible] und dorthin; die Wasser des breiten Stro[illegible] blitzten im prächtigen Morgensonnenschein [illegible] man sah den Dampfer, dessen Brausen m[illegible]n lange gehört hatte, mit stürmischer Eile zu[illegible]l fahren, daß die Wellen, die seine Räder aufwühlten, an den Strand brandeten.

„Der Tag ist da," sagte Sven; „und unser

nächtliches Abenteuer muß ein Ende nehmen. Komm, Benno, ich warte keine Minute länger."

„Hast Du nicht eine Visitenkarte bei Dir?" fragte Benno.

„Weshalb?"

„Ich wollte mir eine meteorologische Bemerkung, die ich sonst zu verschlafen fürchte, notiren."

„Hier; aber nun komm auch!" sagte Sven, aus einem kleinen Etui eine Karte nehmend; und er wandte sich zu gehen.

Er sah nicht, wie Benno, seiner alten Gewohnheit, keine Gelegenheit zu einem übermüthigen Streich vorübergehen zu lassen, getreu, diese Karte nebst seiner eigenen auf das runde Tischchen neben die angefangene Stickerei legte, und dann seinem Gefährten folgte, der schon am Fuß der Treppe angelangt war.

Sie gingen Arm in Arm die Uferstraße hinauf, durch das enge Thor und die noch immer stillen Gassen der Universitätsstadt auf den Marktplatz. Hier an der Thür des Hotels zum Goldenen Stern angekommen, trennten sie sich.

II.

Sven von Tissow war der letzte Sproß einer adligen Familie, die schon seit Jahrhunderten an der Küste des baltischen Meeres reich begütert gewesen war. Er hatte mehre ältere Brüder gehabt, und war, da die Besitzungen der Familie ein Majorat bildeten, und er sich sehr gegen die Gewohnheit und die Tradition seines Geschlechtes, durch große Lernbegierde und eine entschiedene Neigung zu einem stillen beschaulichem Leben auszeichnete, für den Staatsdienst bestimmt worden. Sven verdankte diese abnorme Richtung seines Geistes seiner innig geliebten Mutter, einer schönen, stillen, kränklichen Frau, die in der Einsamkeit des Stammschlosses der Tissow die herrlichsten Gaben, mit denen sie auf einem weit größeren Schauplatz hätte glänzen können, unbenutzt oder kaum benutzt

verkümmern lassen mußte. Herr von Tissow, ihr Gemahl, war ebenfalls ein jüngerer Sohn des Hauses und hatte sich als solcher, der Regel des Hauses gemäß, dem Soldatenstande gewidmet. Er war damals ein schöner, glänzender Cavalier gewesen, der die Muße des friedlichen Garnisonlebens der Residenz benutzte, um von einer Eroberung zur andern zu fliegen. Seine Schönheit, sein Ruf der Unwiderstehlichkeit, sein bei hundert Gelegenheiten bewiesener Muth, der vor keiner Gefahr zurückbebte, übten in den Augen der Welt, in welcher er seine Siege errang, den gewöhnlichen Zauber, und so mochte es denn auch geschehen, daß die jugendliche Frau seines Obersten, die selbst schon Mutter mehrer Kinder war, eine wegen ihres Geistes und ihrer Liebenswürdigkeit allgemein gefeierte Dame, einen jener Schritte beging, die von Zeit zu Zeit die tiefe Zerfahrenheit und innere Haltlosigkeit eines scheinbar hochcultivirten Lebens in so peinlicher Weise aufdecken, das heißt: mit dem jungen Lieutenant davonlief. Natürlich gerieth dieselbe Welt, welche mit heimlicher Schadenfreude das Verhältniß hatte entstehen sehen und auch nach Kräften

begünstigt hatte, in einen Paroxysmus tugendlicher Entrüstung, schleuderte ihr Anathema gegen den Verführer und die Verführte und ergötzte sich an den pikanten Einzelheiten dieser interessanten Geschichte, bis sie sich müde geschwätzt und gelästert hatte und diesen Fall über anderen, nicht minder amüsanten, vergaß.

Unterdessen hatten die jungen Leute, wie es bei solchen Ausschreitungen aus den geraden Wegen zu gehen pflegt, weder Glück noch Stern gehabt. Ihrer ehelichen Verbindung stellten sich große Schwierigkeiten entgegen und die junge stolze Frau mußte lange die Schande eines illegitimen Verhältnisses über sich ergehen lassen. Dann, als sich nach dieser Seite hin der Horizont ihres Glückes endlich aufgeklärt hatte, verdüsterte er sich desto mehr nach einer andern. Herr von Tissow fand bald heraus, daß ein verheiratheter Don Juan eine klägliche Rolle ist, und seine Gemahlin entdeckte nicht minder schnell, daß ein sehr glänzender Cavalier ein sehr unbedeutender und gelegentlich sehr roher Mensch sein kann. Dazu kam, daß das junge Paar, da Herr von Tissow sein Junggesellenleben nicht auf-

geben konnte oder wollte, bald mit den schlimmsten aller Sorgen zu kämpfen hatte, ein Kampf, der von Seiten des jungen Kriegers ein Mal mit höchst unkriegerischem Jammern und Wehklagen, und das andere Mal mit sehr unritterlichem Poltern und Schelten; von Seiten der jungen Frau mit jener Demuth, Entsagung, Opferfreudigkeit und unwandelbarer Consequenz geführt wurde, durch welche sich edle weibliche Charaktere, sobald die Feuerprobe des Unglücks ihren wahren Werth an den Tag gebracht hat, auszeichnen. Da endlich kamen bessere Zeiten. Herrn von Tissow's Vater und zwei ältere Brüder starben kurz hintereinander, und das reiche Majorat, in dessen Besitz zu gelangen er niemals ernstlich gehofft hatte, so oft er auch seine Gläubiger auf diese Möglichkeit vertröstete, fiel ihm alles Ernstes zu. Er quittirte seinen Dienst, bezahlte seine Gläubiger, umarmte seine Frau und verhieß ihr für die Zukunft ein Leben voller Herrlichkeit und Freuden. Sie lächelte schmerzlich zu einem Versprechen, von dem sie besser als irgend Jemand wußte, daß es unmöglich realisirt werden konnte. Der jahrelange verzweifelte

Kampf mit dem glänzenden Elend ihrer Stellung, die Kraft, die sie hatte aufbieten müssen, den haltlosen Gatten zu stützen und zu schützen, hatten die zart organisirte Natur im innersten Kern getroffen und gebrochen. Die einst so gefeierte Weltdame, die der Abgott und der Stolz ihres Kreises gewesen war, fand jetzt ihr einziges Glück in der, nur dann und wann durch einen gelegentlichen Besuch aus der Nachbarschaft unterbrochenen Einsamkeit des Landlebens auf dem Stammgute der Familie, wohin sich Herr von Tissow, der seinerseits ebenfalls zur Unzufriedenheit mit der Welt Grund genug zu haben glaubte, kurze Zeit, nachdem ihm die Erbschaft zugefallen war, zurückgezogen hatte. Herr von Tissow war von Natur kein schlechter Mann, aber er hatte im Leben sehr wenig weder für die Bildung seines Kopfes, noch seines Herzens gethan. Für die Vorzüge seiner Frau, die in demselben Maße glänzender hervortraten, als Kränklichkeit und die Jahre den Blüthenschmuck der Jugend und Schönheit abstreiften, hatte er nicht das mindeste Verständniß. Es war ihm unmöglich, in der stillen contemplativen Atmosphäre welche seine Gemalin

um sich verbreitete, zu athmen. Sie hatte einen Weg betreten, auf den er ihr weder folgen konnte, noch wollte, und so sah sie sich bald allein. Er achtete sie hoch, ja er liebte sie noch immer in seiner Weise; aber ihre Gedanken, ihre Anschauungen, ihre Gefühle waren zu verschieden. „Sie ist zu gut für mich,“ pflegte er zu sagen; „aber wenn ich auch wollte, daß ich besser wäre — ich kann mich nicht besser machen, als ich bin.“

Wenn Herr von Tissow sich so, halb und halb gezwungen, von einer Frau, die er nicht mehr verstand, zurückzog, hatte er ihr für diese Vernachlässigung, ohne es zu wollen und zu wissen, in seinem Sohne Sven einen reichen Ersatz gegeben. Die beiden älteren Brüder Sven's waren ihrem Aeußeren und Innern nach die Söhne ihres Vaters, sie liebten den Pferdestall mehr als den Salon, und Feld und Wald mehr als den Garten. Es waren Nimrodsnaturen, mit gleichviel Neigung zum Guten wie zum Schlimmen, deren Schicksal voraussichtlich ganz von den Verhältnissen, in die sie gerathen würden, abhing. Sven war der Sohn seiner Mutter. Zwar hatte er mit den Brüdern die stattliche Größe

und die Körperkraft gemein, aber das war auch Alles, was an den Vater erinnerte. Wie er die zartbesaitete Seele seiner Mutter geerbt hatte, so fühlte er sich auch mit unwiderstehlicher Gewalt zu dieser hingezogen. Es giebt vielleicht auf Erden kein Verhältniß, daß reicher an der seligsten Lust wäre, die ein Menschenherz empfinden kann, als das Verhältniß zwischen einer edlen Mutter und einem Sohne, der ihrer würdig ist. Sven hatte seine Mutter angebetet, so lange er denken konnte. Schon als ein kleiner Knabe hatte er, wenn Krankheit, wie es nur zu oft geschah, sie an das Bett fesselte, stundenlang, tagelang an ihrem Lager gesessen und gewacht, und in den kleinsten Diensten, die er ihr leisten konnte, eine größere Freude empfunden, als an den Spielen seiner Altersgenossen. Diese Liebe hatte in dem Maße zugenommen, als er älter und verständiger wurde und den Werth seiner Mutter wahrhaft schätzen lernte. Aber wenn diese Liebe — was sie nicht that — einen Lohn begehrte, so wurde ihr der allerreichste in der Gegenliebe der liebenswürdigen Frau, in dem unumschränkten Vertrauen, das sie ihm schenkte, in der

Sorgfalt, mit der sie die Ausbildung seiner vortrefflichen Anlagen überwachte. — Niemand ist zum Rathgeber unerfahrener Jugend geschickter, als wer in seiner eignen Jugend die Narrenkappe der Thorheit trug, und Verstand genug besaß, dieselbe abzuschleudern, ehe es zu spät war. Nur die Erfahrung macht hier, wie überall, den Meister, und deshalb ist auch nichts lächerlicher, als wenn man Jünglinge, die noch halbe Knaben sind, sich als Erzieher der Jugend, zu der sie selbst noch beinahe gehören, geriren sieht. Der Erzieher des Jünglings Telemach ist nicht wieder ein Jüngling, sondern ein Greis, und Achill hat zu seinem Freunde den Patroklos, aber zu seinem Lehrer den Chiron. So war denn auch Frau von Tissow eine treffliche Erzieherin, und wenn sie die Gefahren schilderte, denen die heißblütige Jugend nur zu leicht erliegt, und die Freuden des Alters, wo der Sturm der Sinne sich gelegt hat, und die Sonne der Intelligenz mild und erquickend aus dem Aether ungetrübter Seelenruhe herniederscheint — so konnte der göttliche Plato selbst nicht schöner, nicht überzeugender sprechen.

Was aber Sven am unwiderstehlichsten zu

seiner Mutter zog, war die Entdeckung, die er nur zu bald machte, daß sie außer ihm nichts auf Erden hatte, woran ihr Herz mit vollkräftiger Liebe hing, und daß sie ohne diese Liebe eine sehr unglückliche Frau sein würde. Kinder aus geschiedenen Ehen werden auf vielfache Weise früh dahin geführt, über Verhältnisse, die ihnen noch lange verborgen bleiben müßten, nachzudenken. Da sind Brüder oder Schwestern, die nicht ihren Namen tragen, auch nicht die Kinder ihres Vaters sind, da ist ein Onkel, der, nach allem, was sie hören, früher mit ihrer Mutter verheiratet gewesen sein mußte, und was dergleichen mehr ist. So dauerte es denn nicht lange, daß Sven sich und seine Mutter mit verfänglichen Fragen, wie „weshalb sie von dem Onkel Oberst geschieden sei? warum sie mit dem Onkel nicht glücklich gelebt habe? worin denn eigentlich das Glück einer Ehe bestehe? ob sie jetzt glücklich sei?“ und ähnlichen zu quälen begann: und nicht viel länger, daß er sich diese Fragen selbst zu beantworten vermochte, und das Unglück seiner Mutter aus dem Umstande herleitete, daß weder ihr erster noch ihr zweiter Gemal ihrer würdig

gewesen waren. Von der Zeit an bildete er sich eine Art von Theorie über den Werth der Frauen und den Unwerth der Männer im Allgemeinen aus, und der Zufall wollte, daß er die Entdeckung, die er in seinem elterlichen Hause gemacht, durch ähnliche Verhältnisse in mehren verwandten und bekannten Häusern bestätigt fand. Fast überall hatten in diesen Kreisen die Frauen, die eine städtische Bildung genossen hatten, von der Roheit, zum mindesten Unkultur der Männer, deren einzige Lectüre oft nur das Amtsblatt und der Rennkalender waren, zu leiden. Sven, der den besten Theil seiner Bildung einer Frau verdankte, sympathisirte mit den Frauen, und nahm auf das leidenschaftlichste für sie gegen die Männer, deren brüskes Wesen seine fein organisirte Natur abstieß, Partei. Seine kluge Mutter sollte nicht Gelegenheit haben, ein Vorurtheil, zu dem sie selbst, ohne es zu wollen, Veranlassung gegeben hatte, zu berichtigen. Als Sven kaum ein halbes Jahr in der Stadt, wohin er zu seiner weiteren Ausbildung gesandt worden war, zugebracht hatte, erhielt er eines Tages einen schwarz gesiegelten Brief von Hause, in welchem

ihm sein Vater in dürren Worten den plötzlich erfolgten Tod seiner Mutter meldete. Sie war an einem Herzschlage gestorben. Sven ahnte wohl, daß die Trennung von dem geliebten Sohne, in welche die heroische Frau, obgleich sie wußte, daß sie den Tod im Herzen trug, heiteren Muthes willigte, ihr Ende beschleunigt hatte. Dies Ereigniß riß eine Lücke in Sven's Leben, die selbst die allmächtige Zeit nicht auszufüllen vermochte. Der erste wilde Schmerz legte sich wol, aber die Trauer blieb, und breitete für ihn über das hellste, sonnigste Leben einen grauen Schleier. In das durch den Tod der Mutter verödete elterliche Haus zurückzukehren, war ihm unmöglich. Als er die Schule absolvirt hatte, erbat und erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, die Universität am großen Strome beziehen zu dürfen. Hier verlebte er in dem Kreise lieber Freunde, unter denen Benno, der Sohn des Pastors auf einem der Güter seines Vaters, ein hochbegabter, strebsamer Jüngling, nicht den letzten Platz einnahm, drei stille Jahre, in die nur der Wechsel der Studiengenossen und gelegentliche Reisen während der Ferien einige Ab-

wechselung brachten. Er hatte sich mit dem ganzen Ernst, welcher der Grundzug seines Wesens war, seinen Studien gewidmet. Er wußte es nicht anders, und verlangte es auch nicht anders, als daß er für die Zukunft auf sich selbst und auf seine Kenntnisse angewiesen war. Allein es sollte bald eine Veränderung in seinen Verhältnissen eintreten. Schon während der Zeit, die er auf der Universität zubrachte, war sein ältester Bruder durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde bei einer Parforcejagd ums Leben gekommen; er hatte kaum die ersten Stadien der Beamtencarriere in der Residenz zurückgelegt, als ihm kurz hintereinander der Tod seines Vaters und seines andern Bruders gemeldet wurde, die beide einer Epidemie, welche zu dieser Zeit in seiner Heimat besonders verheerend auftrat, erlegen waren. So sah er sich in dem Augenblick, wo er majorenn wurde, in dem Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens, und in der Lage, ganz seinen Neigungen leben zu können. Er quittirte den Staatsdienst, dessen büreaukratischer Schematismus seinen freien Geist schon anzuwidern begann, und beschloß, die Verwaltung seiner Güter, im In-

teresse der vielen Menschen, die jetzt auf ihn als ihren Herrn und Patron blickten, selbst zu übernehmen. Aber er fand bald, daß ihm zu diesem Berufe, außer dem guten Willen, beinahe Alles fehlte. Die Güter waren noch auf zwei Jahre verpachtet. Er hoffte noch bis dahin die tabula rasa seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse füllen zu können und schrieb an seinen Freund Benno, der in der Universitätsstadt als Docent der Medicin bereits einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hatte, was er ihm zu thun rathe. Benno antwortete: er wisse keinen bessern Rath, als den: Sven möge nur wieder in die Schule gehen, aus der er viel zu früh für ihn (Benno) entlaufen sei, das heißt nach der Universität zurückkehren, um sich in der mit dieser verbundenen landwirthschaftlichen Akademie theoretisch und praktisch zu seinem künftigen beneidenswerthen Berufe auszubilden; dort etwa ein Jahr bleiben und sodann durch Reisen die erworbenen Kenntnisse sichten und festigen. Sven fand diesen Plan viel zu verständig, als daß er nicht sofort darauf hätte eingehen sollen, und schon wenige Tage später hatte Benno das Vergnügen den Freund

seiner Knaben- und Jünglingsjahre in die Arme zu schließen, und mit ihm in einer Weinblattlaube bei der Flasche eine jener kurzen köstlichen Sommernächte zu verplaudern, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den erhöhten Sinnen gleich nah und dem tiefbewegten Herzen gleich werth und köstlich erscheinen.

III.

Seit jener Nacht waren einige Tage vergangen. Sven hatte geglaubt er werde sich ohne alle Mühe in der Residenzstadt wieder einwohmen können, aber er mußte die alltägliche Erfahrung machen, daß man Menschen und Verhältnisse niemals so wiederfindet, wie man sie verlassen hat. Haben sich jene nicht verändert, so ist mit uns selbst eine Verwandlung geschehen und meistens ist Beides der Fall. Von seinen alten Studiengenossen war Benno der einzig Uebriggebliebene; er erkundigte sich nach diesem und jenem. Der Eine war gestorben, ein Zweiter nach Amerika gegangen, ein Dritter, der sich durch seine hochfliegenden Pläne auszeichnete, in einer Provinzialstadt an der polnischen Grenze Schulmeister — von Andern hatte man seitdem nichts wieder gehört. Man hatte mit ihnen gelacht und geweint, ge-

schwärmt und getollt; man hatte sie mit dem brüderlichen Du angeredet, ihnen ewige Freundschaft geschworen — jetzt waren sie verschollen, oft bis auf den Namen vergessen. Sven besuchte aus Pietät das Lokal der Verbindung, zu welcher er selbst und Benno gehört hatten. Da hingen dieselben Bilder an den Wänden, dieselben Fahnen, Trinkhörner und die anderen Herrlichkeiten einer Studentenkneipe. Da standen die Tische noch auf demselben Platz, aber an den Tischen saß eine andere Generation — lauter fremde Gesichter, die Sven außerordentlich jugendlich vorkamen, vermuthlich weil er selbst seitdem um fünf Jahre älter geworden war. Es wollte ihm nicht recht zu Sinn, daß er damals nicht weniger begeistert, wie die Jünglinge um ihn her, die alten Lieder von der „Freiheit, die das Herz erfüllt," von dem „stattlichen Haus, das man gebaut haben wollte," von dem „jungen Zimmergesellen, der sich einen Galgen von Gold und Marmelstein bauen mußte," von „dem Käfer, der auf dem Zaune saß," gesungen haben sollte.

Und wie es ihm in diesem Falle ging, so war es in den meisten andern. Ueberall hatten die

fünf Jahre die außerordentlichsten Metamorphosen hervorgebracht. Einen geistreichen Docenten hatten sie in einen pedantischen Professor, einen allerliebsten Jungen in einen abscheulichen Zierbengel, ein reizendes, lebenslustiges Mädchen in eine grämliche Hausfrau verwandelt.

Nachdem Sven in den ersten zwei Tagen zu seiner nicht geringen Bestürzung diese traurigen Entdeckungen gemacht hatte, hielt er es am dritten für gerathener, die Liste seiner Enttäuschungen nicht noch mehr zu füllen, und den Versuch, sich in alte Verhältnisse, die so wesentlich neu geworden waren, wieder einzuleben, ganz fallen zu lassen. Er bezog, außerhalb der Stadt, eine stille abgelegene Wohnung, aus deren Fenstern man, über Weingärten hinweg, den schönen breiten Strom und das Gebirge erblicken konnte, und beschloß, nur seinen Studien, dem Umgange mit Benno und der Erinnerung zu leben.

Vielleicht auch ein wenig der Gegenwart, die dem jungen Philosophen doch wol weniger gleichgültig war, als er denken mochte. Vielleicht hatte er sich selbst in der Wahl seiner Wohnung durch einen Umstand bestimmen lassen, der in dem Ge-

müthe eines Weltweisen von keinerlei Bedeutung hätte sein dürfen. Dieser Umstand war, daß man von einem kleinen Balkon vor seinem Zimmer vermittelst eines vorzüglichen Opernglases, welches sich unter Sven's Reiseeffecten befand, ziemlich gut eine gewisse Terrasse und was auf dieser Terrasse vorging, beobachten konnte. Vielleicht war es auch einigermaßen verdächtig, daß Sven diese Beobachtungen sofort einstellte, sobald er Benno's Schritt auf dem Vorsaal vernahm, und noch viel verdächtiger, daß er in tiefer Nacht, wo auch nicht ein Stern am Himmel stand und man nicht die Hand vor Augen, geschweige denn ein paar hundert Schritte weit in ein matt erleuchtetes Zimmer sehen konnte, auf seinem Balkon saß und nach der Terrasse blickte, so lange das matte Licht in dem Zimmer leuchtete, ja oft noch, nachdem es längst schon erloschen war.

Sven hatte das Bild, welches er an jenem Morgen seiner Ankunft in dem Salon der Wohnung, in die er, von Benno's Uebermuth angesteckt, so unerlaubter Weise eingedrungen war, erblickt; hatte das Gesicht, das in der unheimlichen Dämme=

rung so bleich, so still, so stolz und so kalt auf ihn herniederschaute, nicht wieder vergessen. Es hatte sich in seine Träume gestohlen; es hatte, als er aus dem kurzen, unruhigen Schlummer erwachte, mit erschreckender Klarheit vor seines Geistes Aug' gestanden; es verfolgte ihn, wo er ging und stand; es hielt fortwährend die dunklen, geisterhaften Augen auf ihn gerichtet; es schien ihm fortwährend eine Frage vorzulegen, von dessen Beantwortung sein eigenes Schicksal abhing; es ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht; es machte ihn stumm in der Gesellschaft, es machte ihn zerstreut und nachdenklich selbst Benno gegenüber. Vergebens, daß dieser all' seinen Witz und seine Munterkeit aufbot, den melancholischen Gefährten aus seinen Träumereien zu reißen, daß er ihm pathetische Reden hielt über den Unverstand, sich „der Stunde schönes Gut durch solchen Trübsinn zu verkümmern." — „Mit der Fröhlichkeit, dem Sonnenschein der Seele," sagte Sven, „ist es, wie mit dem Sonnenschein draußen. Wir sollen für beide dankbar sein, wenn sie da sind, und uns ihrer erfreuen; aber wir können sie nicht machen und

sollen sie deshalb auch nicht machen wollen.“ Durch dergleichen Sätze konnte man den lebensfrohen Benno zur Verzweiflung bringen. „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen;“ rief er dann wol. „Wenn Du Grillen fangen willst und mußt, so fange Grillen. Ich meinerseits habe etwas Besseres zu thun. Adieu!“

Sven versuchte nicht, den Enteilenden zurückzuhalten, obwol er fühlte, daß Benno recht habe, und es eine Thorheit sei, den reellen Genuß freundschaftlichen Umgangs für die schmerzlich süßen Freuden einer beinahe inhaltlosen Träumerei hinzugeben. Er wußte sich selbst den sonderbaren Zustand, in welchem er sich befand, nicht zu erklären; er fühlte nur, daß etwas ganz Absonderliches mit ihm vorgegangen sei. „Es ist Zauberei dabei im Spiele,“ sprach er bei sich; „das Bild hat es mir angethan. Es muß behext gewesen sein. Wie könnte ein gewöhnliches Bild eine solche Wirkung hervorbringen! Ich wollte es gelten lassen, wäre ich ein junger Mensch von achtzehn Jahren, aber jetzt, wo ich beinahe achtundzwanzig alt bin, ist doch eine solche Donquixoterie weder verzeihlich noch begreiflich.“

Es ist bekannt, daß der tolle Hidalgo aus der Mancha sich für ausnehmend vernünftig hielt, und daß er der Erste gewesen wäre, der über den Einfall, sich mit Windmühlen in einen ernstlichen Kampf einzulassen, gelacht haben würde. Nichtsdestoweniger war er toll und kämpfte mit Windmühlen, und so war auch Sven trotz seiner achtundzwanzig Jahre auf dem besten Wege, sich in ein Bild, ein Stück bemalter Leinewand, ein Nichts zu verlieben, trotzdem er noch an jenem ersten Abend, als die Freunde nach langen Jahren der Trennung sich ihre Erlebnisse mittheilten, und dabei, wie üblich, auf Herzensangelegenheiten zu sprechen kamen, behauptet hatte: er habe bis jetzt nur ein weibliches Wesen wahrhaft geliebt, und das sei seine Mutter gewesen. Benno hatte das bestritten, hatte: „Dein Wohl, mein Liebchen!“ angestimmt und Sven aufgefordert, ihm Bescheid zu thun im goldenen Wein und den Namen seiner Holden zu nennen, und war zuletzt ordentlich bös geworden, als dieser versicherte, er müßte geradezu lügen, wenn er des Freundes Neugier befriedigen wollte. Dennoch hatte Sven damit nur die Wahrheit gesagt.

Es giebt Menschen von einer gewissen angebornen Reinlichkeit des Denkens und Fühlens, denen alles Unlogische peinlich und alles Unmoralische instinctiv widerwärtig ist. Sie bringen das gleichsam mit auf die Welt, was bei Andern nur das Resultat einer sorgfältigen Erziehung und oft sehr langer, bitterer Erfahrung ist. Zu diesen Menschen gehörte Sven, und das innige Verhältniß, in welchem er bis in seine Jünglingsjahre hinein mit seiner, durch so herbe Schicksale geprüften Mutter gelebt, hatte nicht wenig dazu beigetragen, diesen Sinn für das Edle, Gute und Schöne zu beleben, diese Abneigung vor allem Gemeinen, Schlechten und Häßlichen zu vermehren. So war er denn von jenen gewöhnlichen Intriguen, die man — sehr mit Unrecht — bei einem jungen Mann so verzeihlich findet, und die der junge Mann oft so theuer bezahlen muß, ziemlich verschont geblieben. Auf der andern Seite hatte es der Zufall gewollt, daß er bis jetzt noch nie einem weiblichen Wesen begegnet war, das auch nur entfernt seinen hochgespannten Anforderungen entsprochen hätte. Phantasiereiche Menschen sind immer Künstler und Poeten, obgleich sie vielleicht nie den Pinsel in die Hand

nehmen und keinen Vers schreiben. Die göttliche Idee des Raphael läßt auch ihnen keine Ruhe, um so weniger, als sie, bei ihrem Mangel an künstlerischer Kraft; sich nie im Kunstwerk mit ihrem Ideal auseinandersetzen können. So suchen sie denn im realen Leben, was nur die himmlische Kunst gewähren kann, und werden von diesem vergeblichen Suchen so verwirrt, so verblendet, daß sie zuletzt mit Windmühlen kämpfen und sich in todte Bilder verlieben.

„Aber, was ist es denn weiter?“ tröstete sich Sven; „bin ich niemals von einer Schöpfung des Meißels oder von einem farbentrunkenen Bilde entzückt gewesen? Habe ich nicht hier an demselben Orte vor fünf Jahren für die himmlisch schöne Muse in dem Museum der Universität geschwärmt? Hängt nicht hier und da in öffentlichen und Privatsammlungen ein italienisches Landmädchen, eine Zigeunerdirne, eine Edeldame in Sammt und Seide, die ich ein oder das andere Mal gesehen habe, um sie nicht wieder zu vergessen? Was hat dies Bild vor jenem voraus, als daß ich es in einem Augenblick sah, wo meine Phantasie von einer durch-

wachten und durchzechten Nacht überhitzt war? oder, daß es vielleicht dem Ideal meiner Träume noch etwas näher kommt, als die andern? Habe ich denn das geringste Verlangen, das Original dieses Bildes kennen zu lernen? ja auch nur zu erfahren, ob es überhaupt ein Original zu diesem Bilde giebt, oder ob man nicht vielmehr bei seiner Betrachtung mit dem amerikanischen Dichter ausrufen muß:

Sag', wilder Künstler, sag', ob Du gewollt
Uns rauben die Vernunft und unsern Sinn
Umstricken mit den Maschen süßer Lust,
Als dies Idol Du schufest unbewußt?
Nichts lebt, deß Anblick so mit Wonne füllt die Brust.

Aber, wenn Sven's Begeisterung so rein ästhetisch war, weshalb machte er sich, aus der Stadt kommend, stets einen bedeutenden Umweg, nur um an der Villa mit der Terrasse vorüber zu gehen und einen verstohlenen Blick hinaufzuwerfen? weshalb, vor allem, die langen Observationen durch das Opernglas, die bis jetzt von so geringem Erfolge begleitet gewesen waren? Denn, was hatte er denn schließlich gesehen? einige Mal ein paar

spielende Kinder, einen großen Newfoundländer, einen Diener, der das Theezeug abräumte, und ein Mal auf einen Augenblick eine weibliche Gestalt in einem weißen Gewande, die sich auf die Balustrade lehnte und ihre Blicke über den im Abendsonnenschein leuchtenden Fluß nach dem Gebirge schweifen ließ. War diese weibliche Gestalt vielleicht das Original zu dem Bilde? Sven's Herz schlug hoch, wenn er an diese Möglichkeit dachte. Dennoch that er nichts, um eine Gewißheit über diesen Punkt zu erlangen, ja, er verabsäumte es geflissentlich, nach den Bewohnern der Villa die geringste Erkundigung anzustellen, und doch wußte er, daß es für seine geschwätzige Wirthin, Madame Schmitz, nur einer Andeutung bedürfte, um Alles, was er zu wissen wünschen konnte, in Erfahrung zu bringen, ja, vielleicht noch ein gut Theil mehr.

IV.

So mochte seit seiner Ankunft vielleicht eine Woche vergangen sein, als er, von einer längeren Promenade zurückkehrend, unter den während dieser Zeit angekommenen Briefen ein kleines zierlich gefaltetes Billet fand, dessen Aufschrift „Mr. S. Tissow Esqu.“ von einer ihm gänzlich unbekannten und offenbar englischen Hand ihn einigermaßen in Erstaunen setzte. Dieses Erstaunen wurde noch vermehrt durch den Inhalt des Billets, welcher nichts mehr und nichts weniger war, als eine, in englischer Sprache abgefaßte, höfliche Einladung: bei Mr. und Mrs. Durham eine Tasse Thee am Abend desselben Tages trinken zu wollen. Sven hatte nicht die entfernteste Ahnung, was ihm die Ehre dieser Einladung von einer englischen Familie, deren Namen er heute zum ersten Male hörte, verschafft haben könnte.

Er war bei seinem früheren Aufenthalte in der Universitätsstadt mit mehren englischen Familien befreundet gewesen. Von diesen war aber jetzt keine mehr hier, und er wußte sehr wohl, daß es keine Durham's darunter gegeben hatte. Auch kannte er die Zurückhaltung und die Vorsicht, welche die Engländer in der Anknüpfung neuer Verhältnisse beobachten, viel zu gut, als daß ihn diese brüske Einladung ohne vorhergegangene Annäherung seinerseits nicht hätte stutzig machen sollen. Er nahm deshalb an, daß aller Wahrscheinlichkeit nach hier ein Mißverständniß obwalte, und setzte sich an seinen Schreibtisch, um die übrigen eingegangenen Briefe zu beantworten.

Er hatte indessen kaum ein paar Zeilen geschrieben, als er die Feder wieder bei Seite legte, und das zierliche Billet mit der hübschen rapiden englischen Handschrift wieder ergriff.

„Durham, Durham?“ murmelte er; „ich weiß doch ganz gewiß, daß unter meinen Bekannten niemals einer dieses Namens gewesen ist. Es muß ein Mißverständniß sein, und doch! die Adresse stimmt zu genau. Ich muß doch einmal Madame

Schmitz fragen, ob ihre Allwissenheit nicht auch dieses Räthsel zu lösen vermag."

Als hätte sie geahnt, daß „der Herr in der Bell-Etage" ihres freundschaftlichen Rathes bedürftig sei, klopfte Madame Schmitz in diesem Augenblicke an die Thür, und trat auf Sven's Herein in das Zimmer. Sie kam, um sich bei dem „Herrn Baron" — Madame Schmitz hielt etwas auf ihre Miethsherren und machte sie, wenn sie das Unglück hatten, unbetitelt zu sein, nach Discretion zu Grafen, Baronen und zum mindesten Doctoren — zu erkundigen, ob ihm heute Morgen das Frühstück nicht geschmeckt habe, da dasselbe fast unberührt wieder in die Küche gewandert sei? und ihm — mit der Hand auf dem Herzen — die Versicherung zu geben, wie sie sich, sollte die Schuld an ihr gelegen haben, eine solche Vernachlässigung des besten, gentilsten Miethsherrn, den sie seit vielen Jahren in ihrem Hause gehabt habe, nun und nimmer vergeben würde, vergeben könne.

Madame Schmitz war eine kleine, überaus lebhafte, stets mit einem Ueberfluß von falschen, kohlschwarzen Locken und einer sehr bänderreichen

Mütze geschmückte Dame von vielleicht fünfzig Jahren. Sie stand, nachdem sie Herr Jakob, oder, wie ihn seine intimeren Freunde nannten, Köbes Schmitz, weiland renommirter Stiefelputzer, Kleiderreiniger und Factotum der akademischen Jugend, der vor einigen Jahren das Zeitliche segnete, verlassen hatte, allein da in der Welt. Oft entrang sich ihrem gepreßten Herzen eine leise Klage über das grausame Schicksal, welches sie früh in eine so bedenkliche und gewissermaßen hülflose Lage brachte, indessen war diese Beschuldigung des Fatums wenigstens insofern nicht ganz begründet, als Madame Schmitz schon seit langer Zeit, und eigentlich von jeher, sich ausgezeichnet gut selber hatte helfen können. Auf ihren zarten Schultern hatte die ganze Last, das hübsche Vermögen, dessen sie sich jetzt erfreute, zu schaffen und zu erhalten, gelegen. Sie hatte Herrn Köbes, der ein sehr lebhafter und wenn er — was oft geschah — der Flasche zugesprochen hatte, äußerst enthusiastischer Herr war, immer wieder an die Pflichten seines leichten und nützlichen Berufes erinnert, und — in des Wortes bildlicher und eigentlicher Bedeutung — zur Prosa des Lebens

ernüchtert. Sie war auf den lucrativen Einfall gekommen, die Wäsche, welche die Studenten ihr aus Rücksichten der Reinlichkeit anvertraut hatten, im Interesse dieser Herren selbst so lange zurückzuhalten, bis sie ihr die darauf vorgestreckte, oft nur geringfügige Summe wieder entrichtet, oder, im Falle den Herren ein Leben ohne Wäsche unerträglich war, die erste Verschreibung durch eine zweite, welche jener, bis auf eine kleine Veränderung in den Zahlen, durchaus gleich lautete, ersetzt hatten. Frau Köbes Schmitz sprach oft und gern von ihrem guten Herzen und ihrem nur allzu weichen Gemüthe, welches es ihr unmöglich mache, mit der Jugend in ihren Freuden und Leiden nicht zu sympathisiren. Indessen konnte ein schärferer Beobachter hierbei eine gewisse Einseitigkeit und Parteilichkeit bemerken. Es war nicht zu leugnen, daß Frau Köbes die Thorheiten und Ausschreitungen ihrer zahlenden und zahlungsfähigen Kunden mit der liebenswürdigsten Bonhomie beurtheilte, ja bis zu einem gewissen Grade begünstigte, aber sie war eine unerbittlich strenge Richterin der armen Sünder. Sie hatte stets zwei Maximen für ihre

Kunden in Bereitschaft. Die eine hieß: „was man nicht lassen kann, das soll man thun," die andere lautete: „was man nicht thun kann, das soll man lassen." Die erstere sprach sie mit lächelnder Miene, wenn sie einem neuen Kunden, einem übermüthigen aristokratischen Jünglinge etwa, das Geld, welches er zur Ausführung irgend eines Thorenstreiches bedurfte, vorstreckte; die letztere erwiederte sie mit gerunzelter Stirn auf die Bitten eines armen Schluckers der seinen Termin nicht einhalten konnte.

Der consequenten Anwendung dieser beiden Grundsätze verdankte Frau Köbes Schmitz den stetigen Wachsthum ihres Wohlstandes, welcher schon vollständig gesichert war, als Herrn Köbes Schmitz das unerbittliche Schicksal mitten in der Blüthe seiner Jahre, und, so zu sagen, mitten in der Ausübung seines Berufes fortraffte.

Herr Köbes hatte „müde nach durchlaufener Bahn" sich eines Abends dem harmlosen Genusse freundschaftlicher Unterhaltung bei einem Schoppen in einer Weinstube hingegeben. Ob die Hitze im Locale verwirrend auf die Sinne des Ehrenmannes wirkte, ob es nur die Folge einer ihm plötzlich über-

kommenden bacchantischen Stimmung war, genug, Herr Köbels fing — jedenfalls verleitet durch eine allzu lebhafte Reminiscenz seiner täglichen Beschäftigung — plötzlich an, die Röcke seiner Trinkgenossen mit dem Rohre, welches er stets bei sich führte, zu bearbeiten, ohne ihnen Zeit zu lassen, die übliche Vorsichtsmaßregel anzuwenden, d. h. sich derselben vorher zu entledigen. Die betreffenden Herren waren nicht in der Stimmung, diese harmlose Vergeßlichkeit zu übersehen, und Herr Köbes wurde mit mehren, nicht mißzuverstehenden Beweisen ihres Unwillens am Kopfe nach Hause getragen, und hauchte, da sich ein hitziges Fieber, an welchem er häufig litt, zu den Folgen dieses Abends gesellte, bald darauf seine enthusiastische Seele aus.

Frau Köbes war untröstlich über diesen herben Verlust. Nur in der angestrengtesten Thätigkeit konnte sie Vergessenheit ihres Schmerzes finden. Sie mußte Menschen um sich haben, die sie pflegen, für die sie sorgen, die sie mit ihrem Rathe, vielleicht auch mit ihrem Gelde unterstützen konnte. Sie erbaute ein großes zweistöckiges Haus, dessen Fronte nach der Straße, dessen Hinterseite nach dem Flusse

sah, und hing in die Fenster, als es fertig war, mit weißem Papier beklebte Pappetafeln, auf denen mit großen Lettern die für den Uneingeweihten in die Mysterien der englischen Sprache geheimnißvollen zwei Worte: „to let!“ zu lesen standen.

Frau Köbes wurde in allen ihren Unternehmungen mit Glück begünstigt. Die geheimnißvollen Affichen verschwanden reißend schnell aus den Fenstern, und an Stelle derselben erblickte man bald Herren mit langen weißen Zähnen und dünnen Backenbärten, welche vor einem Toilettenspiegel ihre Cravatte umbanden, oder junge Damen mit langen Locken, aus deren schönen — meistens halb geöffneten — Munde man die Monosyllaben yes und no häufiger hören konnte, im Falle man das Glück hatte, auf der Promenade an ihnen vorüber zu streifen.

Die Parteilichkeit, welche Frau Schmitz in ihrem früheren Beruf an den Tag gelegt hatte, verleugnete sie auch in diesem neuen nicht. Auch ihre jetzigen Kunden theilte sie in zwei Klassen, in solche nämlich, welche die Rechnungen bezahlten, ohne sie zu lesen, und in solche, welche sich die Freiheit nahmen

die einzelnen Items einer specielleren Prüfung zu unterwerfen. Jene liebte und verehrte Frau Schmitz, diese haßte und verachtete sie. Für jene konnte sie sich unter Umständen aufopfern, konnte, wenn sie krank waren, ihnen die kräftigsten Suppen kochen, ja selbst Nächte lang an ihrem Bette wachen, für diese war ihr jeder Weg zu weit, jeder Dienst zu schwer — und kein Versehen in der Rechnung zu groß.

Sven, der seit acht Tagen bei ihr wohnte, hatte sie besonders in ihr Herz geschlossen. Sven hatte die Wochenrechnung nicht nur nicht geprüft, sondern Madame gebeten, ihn mit dieser wöchentlichen Misère in Zukunft zu verschonen; hatte ihr eine größere Summe eingehändigt, sie ersucht, damit zu wirthschaften und die Ausgaben zu bestreiten und ihm nur einfach zu sagen, wenn sie damit zu Ende sei. Sie vergötterte Sven und war deshalb alles Ernstes betrübt, daß sein Frühstück, bei dessen Bereitung sie sich noch ganz absonderliche Mühe gegeben hatte, beinahe unberührt in die Küche zurückgewandert war. Sven beruhigte sie über diesen Punkt und brachte nach einigem höflichen Phrasenaustausch die

Rede auf die Engländer im Allgemeinen und die zur Zeit die Universitätsstadt mit ihrer Gegenwart beehrenden im Besondern. Dies war ein Kapitel, in welchem Frau Köbes Schmitz unerschöpflich war. Sie theilte, wie Alles, so auch die Engländer in zwei Klassen: solche, die bei ihr wohnten, und solche, die nicht bei ihr wohnten. Seit den zehn Jahren ihrer Gastfreundschaft gegen alle zahlungsfähigen Individuen waren ganze Scharen von Misters, Masters, Mistresses und Misses durch ihre Hausthür und ihre Hände gewandert. Sie vermochte noch heute das Aussehen eines Jeden, seine Eigenthümlichkeiten, seine Vorzüge und Schwächen aufzuzählen. In diesem Augenblick waren nur zwei Söhne Albions unter ihrem Dache, ein junger Gentleman mit seinem Erzieher, die, um deutsch zu lernen, nach Deutschland gekommen, bereits zwei Jahre hier waren und bereits eben so viel deutsche Worte im Zusammenhang zu sprechen vermochten. Es seien gegenwärtig überhaupt sehr wenig englische Familien in der Stadt, und unter diesen wenigen gebe es kaum eine respectable, was ja schon ganz einfach aus dem Umstande hervorgehe, daß keine bei

ihr wohnen. Da seien Mr. und Mrs. Smith mit ihren vier Töchtern. Du lieber Himmel, wenn man sie so paarweise durch die Straßen gehen sieht; ihn und sie voran, die Töchter zwei und zwei hinterher, alle die Nasen gleichmäßig in die Höhe gerichtet und die Unterlippen gleichmäßig hängen lassend, könnte man glauben, Mr. Smith sei mindestens ein Lord. „Und nun rathen Sie einmal, Herr Baron, was der Mann in seiner Heimath gewesen ist? Es läßt sich kaum in ehrbarer Gesellschaft aussprechen — Scharfrichter ist er gewesen, hangman, wie sie es nennen, er hat mindestens fünfzig Menschen in seinem Leben aufgeknüpft, und jetzt sagt er, meine Wohnung sei nicht genteel genug! stolzirt hier umher wie ein Pfau und alle Welt macht sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus, ihn bei sich zu sehen. Es ist lächerlich, es ist verächtlich!“ rief Frau Schmitz und warf mit einer ärgerlichen Handbewegung das lange Band ihrer Haube über die Schulter.

„So lebt keine einzige Familie hier, mit der man anständigerweise umgehen könnte?“

„Nicht eine einzige, mit Ausnahme der Dur=

hams, die aber ihrerseits wieder mit Niemanden umgehen."

„Wer?" sagte Sven.

„Nun Mr. und Mrs. Durham. Haben denn der Herr Baron noch nicht von der schönen Engländerin gehört?"

„Kein Wort," sagte Sven.

„Sie wohnen ja ganz in unserer Nähe," sagte Frau Schmitz, an die offene Balkonthüre tretend und nach dem Hause mit der Terrasse hinüberzeigend, „dort in Frau Bartelmann's Haus. Die wird sich freuen, daß sie endlich einmal eine respectable Familie hat, und noch dazu eine, die mir von Rechtswegen zukommt."

Sven hatte Mühe gehabt, vor dem scharfsichtigen Auge der Frau Schmitz seine Bestürzung zu verbergen. Er sollte also in das Haus, das geheimnißvolle Haus, um welches sich, seitdem er hier war, sein Sinnen und Denken unaufhörlich bewegte, Zutritt erlangen. Das Bild war also keine Phantasie; das Original dazu lebte — wer sollte sonst die „schöne Engländerin" sein? — und er, er sollte sie noch heute Abend sehen!

„Weshalb von Rechtswegen Ihnen?“ fragte er, das letzte Wort der Frau Schmitz auffassend.

„Weil sie vor vier Jahren schon einmal hier gewesen sind, und damals bei mir gewohnt haben, zum Theil hier in diesem selben Zimmer, das der Herr Baron jetzt bewohnen. Dies Zimmer war das Zimmer von Mrs. Durham. Hier, wo ihr Schaukelstuhl steht, war auch ihr Lieblingsplätzchen. Die Meubel sind überhaupt noch ganz dieselben, an Ihrem Schreibsecretär habe ich Mrs. Durham oft halbe Tage lang sitzen sehen. Die schrieb beinahe noch mehr, als der Herr Baron.“

„Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen, liebe Frau Schmitz?“ sagte Sven, seiner Wirthin einen Stuhl präsentirend.

„Danke, Danke, Herr Baron! ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Mr. Tomlinson wird gleich von seinem Spaziergange zurückkommen und dann —“

„Mrs. Durham ist vermuthlich die schöne Engländerin?“ fragte Sven.

„Gewiß! gewiß!“ erwiederte Frau Schmitz, die sich, einem scheuen Vogel gleich, der sofort wieder davon fliegen wird, auf den äußersten Rand des

Stuhles gesetzt hatte; „obgleich sie eigentlich gar kein Recht zu diesem Titel hat.“

„Weshalb denn nicht? ist sie nicht schön?“

„Nicht schön? so schön, daß Schöneres auf der ganzen weiten Welt nicht existiren kann. Ob sie noch so schön ist, weiß ich freilich nicht, denn ich habe sie, seitdem sie wieder hier ist, noch nicht gesehen; aber damals war die ganze Stadt wie toll. Wo sie sich blicken ließ, sammelte sich ein Haufen Menschen, um sie wie ein Wunder anzustaunen.“

„Das muß für die Dame sehr unbequem gewesen sein.“

„Nun, die Damen können in dieser Hinsicht ziemlich viel vertragen,“ sagte die philosophische Frau Schmitz, aus einer kleinen silbernen Tabacksdose eine ganz kleine Prise nehmend; „aber Mr. Durham war es vielleicht desto unbequemer. O, das ist ein Mann, sage ich Ihnen, Herr Baron! ein wahrer, wie nennen Sie's doch gleich, wenn Einer ein Mohr ist, und seine arme Frau quält?“

„Othello“

„Jawohl, ein richtiger Othello. Glauben der Herr Baron, daß er drei Worte mit mir gesprochen

hat, die acht Wochen lang, die er hier war? Na, und wer mit seiner Wirthin nicht spricht, die es gut meint und ihm sein Frühstück besorgt und stets darauf hält, daß die Thürschlösser, die Spucknäpfe — mit Respect zu sagen — und alles Uebrige blitzblank ist, der spricht auch mit seiner Frau nicht, darauf können sich der Herr Baron verlassen —"

Madame Schmitz strich ihre schwarzseidene Schürze glatt und wartete einen Augenblick, ob Sven die Wahrheit dieser Behauptung anfechten werde. Da der junge Mann aber, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich, ohne etwas zu erwiedern, vor sich niederschaute, so fuhr Frau Schmitz also fort:

„Ja, ja, Herr Baron, darauf können Sie sich verlassen, denn eine Wirthin — ich meine eine gute Wirthin — thut manchmal mehr an ihren Gästen, wie eine leibliche Mutter an ihren Kindern; und was ist meistens der Dank dafür? daß man die gute Wirthin vergißt, sobald man aus dem Hause ist, daß man, wenn man ein paar Jahre darauf an denselben Ort zurückkommt, thut, als ob man nicht wüßte, daß sie die schönsten meublirten

Zimmer in der ganzen Stadt zu vermiethen hat, und statt dessen, nur um sie zu kränken, bei Frau Bartelmann eine Wohnung nimmt! bei Frau Bartelmann!“

Frau Schmitz warf die Bänder ihrer Haube mit einer energischen Handbewegung zurück und schoß einen verächtlichen Blick durch die offene Balkonthür auf die Villa, die im Morgensonnenschein so freundlich herübergrüßte, daß für jeden Unbefangenen der Gedanke, bei Frau Bartelmann zu wohnen, durchaus nichts Abschreckendes haben konnte.

„Aber ich weiß, was Mr. Durham dazu bestimmte, eine so lächerliche Wahl zu treffen,“ fuhr Frau Köbes Schmitz noch erregter fort. „Mein Haus ist groß und es würden, außer Mr. Durham, noch Andere darin wohnen. Da könnte es nun leicht geschehen, daß Mrs. Durham auf der Treppe einem hübschen jungen Baron — keine Anspielung, Herr Baron, keine Anspielung! — begegnete, und da könnte es wieder Scenen geben, wie damals, als Bob Wesley mit im Hause wohnte.“

„Was geschah da?“

„Nun, der Bob war ein toller Bursch, höch=

stens achtzehn Jahre, aber er sah aus wie vierundzwanzig, und bildhübsch, das muß ihm sein Feind lassen. Er war erst seit ein paar Tagen von England herübergekommen, blos um Forellen zu fangen, wie er sagte, aber ich glaube, um so viel tolle Streiche wie möglich auszuführen. Sie gingen und fuhren und ritten alle Tage zusammen aus und schienen ein Herz und eine Seele. Aber eines Abends, als sie später wie gewöhnlich nach Hause kamen, — ich stand im Flur und leuchtete, — sagte Mrs. Durham: ich bin so müde, ich wollte, es trüge mich einer die Treppe hinauf. Sie hatte das kaum gesagt, als Mr. Bob sie um den Leib faßte und mit ihr, als ob sie ein Kind wäre, die Treppe hinauflief. Mr. Durham blieb unten stehen und schaute ihnen nach. Der Lichtschein fiel hell in sein Gesicht und ich werde den Ausdruck nie vergessen. Er wurde so finster, wie die Nacht, und die Zähne knirschten über einander, daß ich es deutlich hörte. Am andern Tage reisten sie plötzlich ab, obgleich sie anfänglich den ganzen Sommer hier bleiben wollten. O, ich sage Ihnen, Herr Baron, dieser Mr. Durham ist noch schlimmer, wie ein

schwarzer Mohr. Der arme Mr. Bob! Nein, so ein Bild des Jammers, als der Wagen mit den Durham's davonrollte! Wollen Sie glauben, daß er vier Tage lang keinen Bissen gegessen hat?"

„Da scheint es allerdings hohe Zeit gewesen zu sein, daß Mr. Durham weiterreiste."

„Wo denken Sie hin, Herr Baron?" rief Frau Schmitz mit großer Indignation; „nein, Alles was recht und billig ist, aber ich möchte der Mrs. Durham, um Alles in der Welt nichts Schlechtes nachgesagt haben. Um etwas Schlechtes zu thun, ist sie viel zu stolz, obgleich sie eigentlich auch wieder gar keine Ursache zum Stolzsein hat, denn Lucy, ihr Kammermädchen, erzählte mir — Sie müssen nicht glauben, Herr Baron, daß ich nach den Geheimnissen meiner Miether mich erkundige, aber diese Mädchen tragen es einem zu, man mag hören wollen oder nicht — Lucy erzählte mir, daß Mrs. Durham gar keine Engländerin, sondern eine Deutsche, und sogar eine blutarme Deutsche sei, die Mr. Durham von der Straße aufgelesen habe. Aber, wie gesagt, wer mag sochen Klatsch glauben! so viel ist freilich gewiß, daß Mrs. Durham so gut

deutsch sprach wie ich oder der Herr Baron, und daß auch die Kinderchen deutsch redeten, daß es nur solche Freude war.“

„Wie viel Kinder sind denn da?“

„Zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Sie waren damals fünf und drei Jahre alt. Edgar und Kitty hießen sie; es waren reizende kleine Bälger; Edgar — aber nun muß ich fort, hören Sie nur, Herr Baron, wie der Mr. Tomlinson an der Kingel reißt! So würden Sie nicht schellen und wenn Sie auch schon eine Stunde auf Ihr Frühstück gewartet hätten, und Sie sind doch ein Baron und das ist nur ein einfacher Mister. O, diese Engländer, diese Engländer!“

Frau Köbes Schmitz eilte aus dem Zimmer mit einer Geschwindigkeit, welche ihre Haubenbänder wie Flaggen hinter ihr herwehen machte, und deutlich genug verrieth, wie viel Werth sie auf den Comfort Mr. Tomlinson's legte.

Sven sprang, sobald sich Frau Schmitz entfernt hatte, in einer Aufregung vom Stuhle empor, die der scharfsichtigen Dame, wenn sie dieselbe gesehen hätte, sehr viel zu denken gegeben haben würde.

Er lief ein paar Mal in seinem Zimmer auf und ab, ergriff dann seinen Operngucker, um nach der sonnebeschienenen Villa drüben hinüberzuschauen, legte, als er sah, daß nichts zu sehen war, das Glas wieder aus der Hand, um abermals aufgeregt im Zimmer hin- und herzuwandern.

Also dies Ideal, dieses Bild seiner Träume lebte, lebte in seiner unmittelbaren Nähe; es war die weiße Gestalt, die er einmal in der Abenddämmerung sich auf die Balustrade hatte lehnen sehen! Und sie war verheirathet, verheirathet mit einem Manne, der sie mit grundloser Eifersucht quälte, mit einem Unwürdigen ohne Zweifel, denn wann wäre jemals der Werth einer edlen Frau von einem Manne und noch dazu von ihrem Manne wahrhaft erkannt worden! es war die alte Geschichte, in deren dunkeln Kapiteln er gelesen hatte, als seine Augen aufgethan wurden über dem Wirrwar des modernen Lebens! die alte Geschichte, deren beweinenswerthe Heldin seine edle, unglückliche Mutter gewesen war! die alte Geschichte, die er seitdem schon so oft wieder und wiederum hatte lesen müssen! Und sah es nicht wie eine schlechte Ironie des Schicksals aus, daß er in

aller Form eingeladen wurde, dem verhaßten Schauspiel als Zuschauer beizuwohnen? welcher Zufall, welcher tückische Dämon hatte bei dieser geheimnißvollen, unerklärlichen Einladung die Hand im Spiele?

Da flog die Thür auf und herein hüpfte Benno, den Hut, wie gewöhnlich, etwas auf dem einen Ohr, das Collegienheft, aus dem er eben docirt hatte, unter dem Arme und in der Hand einen Gegenstand tragend, den er mit einem (etwas schadhaften) rothseidenen Taschentuch bedeckt hatte.

„Was der Tausend bringst denn Du da?“ fragte Sven, als Benno den Hut und das Collegienheft auf den Tisch gelegt hatte, und jetzt, den verhüllten Gegenstand in der Hand, mit einer gewissen Feierlichkeit in Miene und Geberde sich vor ihn hinstellte.

„Etwas, das Dich baß erfreuen wird, Bruderherz,“ sprach Benno. „Sieh“ — bei diesen Worten zog er langsam das Taschentuch weg, und präsentirte ein mit einem durchlöcherten Papierdeckel zugebundenes Glas, in welchem auf einer

hölzernen Leiter ein großer Laubfrosch saß — „sieh dieses holde Geschöpf, welches Dich aus seinen großen, milden Augen so verständnißinnig anschaut, dessen zarter Busen in freudiger Erwartung unruhig Dir entgegenbebt. Noch gestern paßten auf dieses Kind der Natur des Anakreon duftige Verse:

Auf den blum'gen Wiesen weilst Du,
Leichten Sprunges fröhlich scherzend —

und heute Morgen schon saß es unter der Luftpumpe einsam, verlassen, hülflos — fühllose Henker umstanden es, weideten sich an seinen Qualen, und erwarteten, während die gerechte Indignation über eine so brutale Behandlung seinen Busen höher schwellen machte, mit teuflischer Freude den Augenblick, wo es in dem luftleeren Raum, der es umgab, die lustige Seele aushauchen würde. Da sprach ich also zu mir selbst: was beginnst du, schnöder Marterknechte Oberster? siehst du nicht in diesem unglücklichen Gefangenen deines liebsten Freundes theures Bild? Sitzt nicht auch er unter einer selbstgeschaffenen Luftpumpe? hat er nicht durch allerhand künstliche Mittel einen luftleeren Raum um sich verbreitet, indem seine arme Psyche

unruhig umherflattert? schwellt nicht auch ihm die Indignation über eine verderbte Welt das edle Herz zum Zerspringen? und wird nicht auch er, wenn er die dünnen Ideen, die noch in seiner Atmosphäre flattern, aufgezehrt hat, aus Mangel an neuem Stoff für Hirn und Herz elend ersticken? — Und wie ich solches dachte, packte mich der Menschheit ganzer Jammer. Ich fiel dem schnöden Jünger der Wissenschaft, der sich an der Pumpe abmühte, in die Arme: halt, donnerte ich, halt, Elender, Du mordest meinen Freund! — Und so bringe ich denn nun hier dem Holden Holdes, dem Märtyrer seinen Bruder Märtyrer! Seid einig! fange Du Dir Deine Grillen, während er sich seine Fliegen fängt und während er die stillen, einfachen Weisen singt, welche ihn die Mutter Natur lehrte, blase Du auf der Melancholie süßer Flöte!“

Benno überreichte mit einer zierlichen Handbewegung Sven das Glas welches dieser lächelnd entgegennahm und in das Fenster stellte.

„Und nun von was Anderem;“ sagte Benno, der sich unterdessen in Sven's Schaukelstuhl geworfen, und ein zierlich gefaltetes Billet aus der

Brieftasche genommen hatte. „Willst Du nicht die Güke haben, mir diesen Brief, so mir heute Morgen von dem Boten der Post überbracht wurde, in mein geliebtes Deutsch zu übertragen? so viel ich sehen kann, kommt er von einem Mister, dessen Namen mir so fremd ist, wie die Sprache, in welcher er mich anzureden die Güte hat.“

Sven nahm das Billet. Es war genau dieselbe Einladung, die auch an ihn ergangen war. Er zeigte Benno das Billet, welches er erhalten hatte.

„Aber, wie kommen wir zu der Ehre?“ fragte Benno.

„Das ist dieselbe Frage, die ich so eben an Dich richten wollte.“

„Und wo wohnt denn dieser gastfreundliche Sohn Albions?“

„Dort!“ sagte Sven, mit der Hand durch die offene Balkonthür nach der sonnebeschienenen Villa deutend.

„Wo? dort in dem Hause an der Ecke, wo wir an dem Morgen Deiner Ankunft eingebrochen sind?“

„Genau da.“

„O, nun wird mir Alles klar!“ rief Benno, „nein, das ist zu köstlich, zu famos!“ und er lief im Zimmer umher, schnippte mit den Händen, und lachte aus voller Kehle, „das ist auf Ehre der schönste Witz, den ich seit langer Zeit erlebt habe.“

„Aber was hast Du Benno? ich verstehe ja von dem Allen kein Wort.“

„Nun, die Sache ist doch einfach genug! Wir haben ja in dem Hause Visite gemacht, weshalb sollte man uns denn nun nicht, wie es des Landes der Brauch ist, mit einer Einladung zum Thee beehren — ha, ha, ha?“

„Wir Visite gemacht? Du wirst doch unsern Studentenstreich von neulich keine Visite nennen?“

„Weshalb nicht? muß man denn die Leute, die man visitiren will, immer zu Hause treffen? Wozu wären denn die Visitenkarten, ha, ha, ha!“

„Aber um Himmelswillen, Benno, Du hast doch nicht meine Karte, die ich Dir an jenem Morgen gab, weil Du Dir, ich weiß nicht was? notiren wolltest, aus Versehen dagelassen?“

„Dagelassen? ja! aus Versehen? nein! im Gegentheil! ich habe auf Deine Karte in leser=

lichen Zügen p. f. v. geschrieben und dazu „Hotel zum Goldnen Stern;“ dazu habe ich meine bescheidene Karte gelegt. Ich versichere Dich, sie nahmen sich ganz allerliebst aus neben der angefangenen Stickerei von Mistreß, wie sagtest Du, daß die guten Leutchen hießen? ha, ha, ha!“

„Aber, Benno, Benno! was hast Du Dir denn bei dem Allen eigentlich gedacht?“

„Nichts mein Schatz, auf Ehre, nichts. Pfui, wer wird sich denn immer bei Allem gleich etwas denken! Ich habe der Katze Zufall ein Kügelchen hingeworfen, auf daß sie damit nach Belieben spielen und rollen kann. Nun wohl! was ist's denn weiter? Katze Zufall hat uns ein paar Einladungskarten in die Hände gespielt. Wir können ja noch immer damit thun, was wir wollen.“

„Das Räthsel ist nur erst halb gelöst,“ sagte Sven nachdenklich. „Es ist gegen alle englische Sitte und Gewohnheit, einen Fremden auf eine bloße Visitenkarte hin — ich nehme an, man hat unsere Visitenkarten für voll angesehen — einzuladen.“

„Warum könnten diese nicht eine Ausnahme

von der Regel machen? Und halt, da besinne ich mich, daß Dr. Müller, den Du ja auch noch kennen mußt — der kleine Müller, weißt Du, er wohnte am Markte, der nette Kerl mit den rothen Backen und den weißen Händen — i, Du mußt Dich ja seiner erinnern; er trug stets einen abgeschabten schwarzen Sammtrock und lispelte etwas — na, es kommt ja nicht weiter darauf an — aber, was Du für ein Gedächtniß hast, auf Ehre, wie ein großlöcheriges Sieb — eh bien! Der kleine Müller erzählte mir, als wir neulich an der Villa vorüberkamen, es wohne ein reicher Engländer darin, der die sehr liebenswürdige Eigenschaft habe, außerordentlich gastfrei zu sein, besonders gegen Gelehrte und Solche, die es werden wollen. Er fragte mich, ob er mich einführen solle. Ich achtete damals nicht darauf — jetzt fällt mir die Sache wieder ein. Möglicherweise ist er heute Abend auch da; jedenfalls kann ich von ihm erfahren, ob es sich der Mühe verlohnt, für ein paar Stunden mit einem Frack und ein paar neuen Glacés ausgerüstet, den Liebenswürdigen zu spielen.“

„Ich werde auf jeden Fall hingehen;“ sagte Sven.

„Wirklich? nun das freut mich. Du scheinst doch mehr Geschmack zu finden an dem Treiben der Menschlein beiderlei Geschlechts, als Dein College, der melancholische Dänenprinz, der bekanntlich keinen Geschmack am Manne hatte und am Weibe auch nicht. Da kann ich meinen armen Laubfrosch ja wohl wieder mitnehmen?“

„Um ihn morgen wieder unter die Luftpumpe zu bringen? Nein, laß ihn nur hier! er soll eine Art memento mori! für mich sein.“

„Dem Du aber von Zeit zu Zeit eine Fliege geben mußt, wenn es seinen Zweck erfüllen soll. Wünschest Du, daß ich Dich heut Abend abhole, oder ziehest Du vor, als einzelner Stern am Theetisch von Mistreß Durham aufzugehen?“

„Du mußt ja doch hier vorüber.“

„Nun gut, so komme ich um acht. Au revoir, mon ami! ich bin überzeugt, wir werden uns gottvoll amüsiren.“

V.

Pünktlich zur verabredeten Stunde stellte sich Benno ein. Er fand Sven, wie er eben die letzte Hand an seine Toilette legte.

„Wie geschmackvoll Du Dich anzuziehen verstehst, Sven!“ sagte Benno, voll aufrichtiger Bewunderung zu seinem Freunde emporschauend; „man sieht es Dir doch auf den ersten Blick an, daß Du von einer Frau erzogen bist und Dein halbes Leben unter den Frauen zugebracht hast. Sie weihen euch ein in alle Mysterien der geheimnißvollen Wissenschaften, die unter der Bezeichnung Geschmack zusammengefaßt, und uns gelehrten Troglodyten ein Buch mit sieben Siegeln sind. Schau mich doch einmal an, ob Du mich so mitnehmen kannst.“

Benno stellte sich vor Sven hin, wie ein kleiner

Junge vor seine Mutter und drehte sich langsam auf dem Absatze herum, während Sven ihm seine Cravatte anders band, den Kragen zurechtzupfte und einen Westenknopf, der in ein falsches Knopfloch gerathen war, an die rechte Stelle brachte.

Endlich war Alles in Ordnung und die beiden Freunde machten sich auf den Weg.

„Ich habe den kleinen Müller gesprochen," sagte Benno, während sie die Uferstraße hinabschritten „und ihn ein wenig über diese Durhams ausgeholt. Unsere Einladung hat gar nichts Auffallendes; Mr. Durham ladet Alles ein, was bei ihm Visite macht und auf Respectabilität Anspruch machen kann. Alle Donnerstag und Sonntag sind die Salons allen Freunden und Bekannten geöffnet. Heute ist Donnerstag, wir werden eine große Gesellschaft finden. Der kleine Müller sagt, es wären die reizendsten Abende, die man sich denken kann. Jeder kommt und geht, wann er will und amüsirt sich, so gut er kann. Mr. Durham soll ein sehr gescheidter Mann sein. Er interessirt sich besonders für Naturwissenschaften; Müller sagt, daß er vortreffliche Sammlungen hat. Der einzige

Schatten in diesem sonnenhellen Bilde ist Mrs. Durham, die nach Freund Müller's Aussage, unausstehlich sein soll."

„Dein Freund Müller ist ein Narr!" sagte Sven mit großer Heftigkeit.

„Ich habe öfters selbst die Vermuthung gehabt," sagte Benno, „indessen, von wannen kommt Dir diese Wissenschaft?"

„Wie kann der Mensch wagen, auch nur den Namen dieser Frau in den Mund zu nehmen? wie kann er sich unterstehen, ein Urtheil über sie zu fällen! über sie — sie, die so weit über ihm ist, wie der goldne Mond über dem Mops, der zu ihm hinaufbellt! Wie kann er —"

„Nun, alle guten Geister stehen uns bei!" rief Benno! „schwärmt dieser Mensch für eine Frau, die er noch gar nicht gesehen hat! Nimm's mir nicht übel, lieber Sven; aber ich glaube alles Ernstes, Du bist ein ganz klein wenig übergeschnappt. Komm, laß uns, anstatt in diese Gesellschaft zu gehen, einen Spaziergang am Ufer entlang machen — das wird Dich abkühlen. Du bist ja ganz außer Dir!"

„Nein, nein!" sagte Sven hastig; „ich bin

vollkommen ruhig, aber ich ärgere mich jedesmal, wenn Leute über etwas urtheilen, was sie schlechterdings nicht verstehen. Doch, da sind wir am Hause. Der Haupteingang ist nach dem Flusse zu, wie ich sehe. Wir brauchen nicht wieder über das Geländer zu klettern."

Sie wurden auf dem Flur von einem Diener empfangen, der ihnen die Sachen abnahm und sie in gebrochenem Deutsch um ihren Namen fragte, sodann die Thür zu einem hellerleuchteten Zimmer öffnete und ein paar Namen hineinrief, die mit denen der beiden jungen Männer eine möglichst entfernte Aehnlichkeit hatten.

In dem Zimmer befanden sich mehre Herren, die mit der Besichtigung einer Käfersammlung, welche auf einem großen runden Tisch aufgestellt war, beschäftigt schienen. Einer dieser Herren kam auf die Eintretenden zu und hieß sie mit einigen höflichen Worten willkommen.

„Sie haben uns die Ehre angethan, meine Herren, uns ihren Besuch zu schenken; wollen Sie die Güte haben, mich zu Mrs. Durham zu begleiten; sie ist in dem nächsten Zimmer."

Der diese Worte in deutscher Sprache, fließend, wenn auch mit einem etwas ausländischen Accente sprach, während er die Freunde an den Herren, die um den Tisch mit den Käfern herumstanden, und von denen fast Alle Benno persönlich bekannt waren, vorüber in das nächste Zimmer führte, war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, mittelgroß, breitschultrig, mit einem schönen, ausdrucksvollen, englisch ruhigem Gesicht. Der Ton seiner Stimme war höflich, aber ohne alle Wärme; er sprach seine Begrüßung wie eine eingelernte Formel.

Das nächste Zimmer war derselbe Salon, dessen sich Sven von jenem Morgen her so wohl erinnerte. Damals war es leer gewesen, angefüllt von der Dämmerung, aus der die dämonischen Augen des schönen Bildes sinnverwirrend auf den Eindringling herniederschauten. Heute war es belebt von einer zahlreichen Gesellschaft, und der rosige Schimmer der eben untergegangenen Sonne, der durch die weitgeöffnete Balkon-Thür hereinfiel, vermischte sich mit dem blendenden Schein der Lichter.

Sven bemerkte diese Unterschiede, während sein

Auge nach dem geliebten Bilde hinüberschweifte, gleichsam sich zu vergewissern, daß es noch da sei, und sich dann erst auf die Dame richtete, die auf dem Sopha hinter dem brodelnden Wasserkessel den um den Theetisch Versammelten präsitirte.

Diese Dame war das Original des Bildes.

Aber seltsam! Sven fühlte sich bei ihrem Anblick auf eine eigenthümliche Weise enttäuscht. Er mußte zugeben, daß der Künstler in der architektonischen Schönheit der Züge, der Zartheit der Farbe, dem Reichthum des herrlichsten dunkelbraunen Haares noch weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben war; aber jener weltverachtende Trotz in den leise zusammengezogenen Brauen, jene unsägliche Schwermuth in den halb von den Lidern beschatteten, schmerzlich starren Augen, jenes thränenreiche Zucken der Winkel des schönen Mundes — wo war von dem allen nur eine Spur in diesem, wie eine Maske ruhigen und die Hereintretenden kaum mit dem Schimmer eines Lächelns begrüßenden Gesicht! „Wahrlich,“ dachte Sven, als er sich, nachdem er noch einigen der um den Tisch versammelten Damen und Herren vorgestellt war, etwas in den Hintergrund

zurückgezogen hatte, um ungestörter seine Vergleichung des Originals mit dem Bilde fortsetzen zu können; „wahrlich, ich hatte doch recht, wenn ich gleich von vorn herein vermuthete, daß der Künstler nicht die Wirklichkeit, sondern das Ideal seiner Einbildungskraft malte. Jetzt habe ich den augenscheinlichsten Beweis. Sei ruhig, betrogenes Herz und begreife, daß: „Nichts lebt, deß Anblick so mit Wonne füllt die Brust.“

Sven hatte in seinem Leben schon manche Enttäuschung dieser Art erfahren; ja eigentlich war sein reelles Leben eine fortgesetzte Reihe von Enttäuschungen, die ihm die überschwängliche Lebhaftigkeit seiner Phantasie und die zu hoch gespannten Erwartungen, die er sich in Folge dessen von den Dingen und Menschen machte, bereiteten. Aber kein Rest, der stets zu Gunsten des Ideals übrig bleibt, wenn wir den Maßstab der Einbildungskraft an die Wirklichkeit legen, war ihm je so peinlich gewesen, als dieser hier. Er hatte sich mit bangem Zagen dem verschleierten Bilde genaht und gehofft, daß er nun endlich von Angesicht zu Angesicht die Göttin schauen würde — der Schleier

war gefallen und was erblickte sein entgeistertes Auge? ein sterbliches Weib, ein schönes, sehr schönes Weib — aber doch nur ein Weib. —

Sven hatte genug gesehen. Ein Gefühl der Bitterkeit bemächtigte sich seiner Seele. Er wäre am liebsten sogleich wieder aufgebrochen. Die schwatzende, kichernde Gesellschaft um den Theetisch kam ihm fade und abgeschmackt vor; er zog sich nach einigen Minuten in das andere Zimmer zurück, und gesellte sich zu der Gruppe von Herren, die er noch immer mit der Betrachtung der Käfersammlung beschäftigt fand. Benno war ihm schon dahin vorausgegangen und hielt eben einen Vortrag über ein wunderliches Insekt, das Mr. Durham vor einigen Tagen ein Bekannter aus Brasilien geschickt hatte. Benno war ein tüchtiger Zoolog und gerade Käfer waren seine starke Seite. Er wußte allerhand Interessantes aus der Familiengeschichte dieser Thiere zu erzählen und seine Hörer ebenso zu belehren, wie zu ergötzen. Niemand aber folgte seinem Vortrage mit größerer Aufmerksamkeit, als Mr. Durham, und Sven hatte unterdessen Gelegenheit, die Physiognomie des Mannes genauer zu studiren.

Aber, so eifrig er auch studirte, er konnte zu keinem rechten Resultate kommen. Die breite, feste Stirn deutete auf ungewöhnliche Intelligenz, der scharf geschlossene Mund und das starke, eckige Kinn auf eine mächtige Willenskraft und nicht leicht zu erschütternde Entschlossenheit — aber das war auch Alles. Kein Blick des Auges ließ errathen, was in der Seele dieses Mannes, kein Lächeln, was in seinem Herzen vorging. Wenn er sprach, — und er ließ manche Bemerkung fallen, aus der leicht zu ersehen war, daß er gründliche Studien in den Naturwissenschaften gemacht hatte — so sprach er mit einem gleichmäßigen, ruhigen Ton, der alle Worte mit strengster Billigkeit abmaß und abwog. Es schien unmöglich, daß dieser Mann sich je von seinen Gefühlen hinreißen lassen könnte, ja, man war versucht, ihm jede lebendigere Empfindung abzusprechen. Der Mann machte, Alles in Allem, auf Sven den Eindruck einer dreifach verriegelten Thür.

Und in dem Maße, daß dieser Eindruck sich Sven's bemächtigte, erhöhte sich wieder seine Theilnahme für die schöne, kalte Gattin dieses kalten,

starren Mannes. „Wer weiß,“ sprach er bei sich, „wie viel Grade von ihrer Kälte auf Rechnung der seinigen kommt! wer weiß, ob nicht ein fröhlich blühendes Leben, auf diesen Marmorfels verpflanzt, nach und nach erstorben, ein duftiger, farbenglänzender Frühling in diesem eisigen Winter allgemach erstarrt ist?“ Die Charakteristik, welche ihm seine geschwätzige Wirthin von Mr. Durham gemacht hatte, kam ihm wieder in's Gedächtniß. War es vielleicht nur die Furcht vor seiner Tyrannenlaune, die sie einschüchterte, die ihr diese Maske der Gleichgültigkeit, die so wenig mit ihrer ganzen Erscheinung harmonirte, gewaltsam aufzwang? Sven fühlte ein unaussprechliches Verlangen, die Antwort auf diese Fragen, die Lösung der stillen, stummen Räthsel in den Gesichtern der beiden Gatten zu finden, und es zog ihn wieder in den Salon, von wo in diesem Augenblick die klare, scharfe Stimme eines jungen Amerikaners, der soeben von einer Reise aus dem Orient zurückkam, und Sven schon vorher durch seine zugleich sichere und elegante Haltung vortheilhaft aufgefallen war, ertönte.

„Lassen sie mich für meine Behauptung nur ein

Beispiel anführen," sagte Herr Curtis. „Ich nahm mir einst in einem stark frequentirten Badeorte in der Nähe von Newyork die Erlaubniß, ein kleines, wildes Mädchen, das sich mit andern haschte, und in der Erregung des Spiels gerade auf mich losstürzte, in meinen Armen aufzufangen. Das kleine Ding prallte ganz entsetzt zurück und sagte: „Ich erlaube nicht, Sir, daß Sie mich berühren!" Ich werde den Ton, in welchem die zwanzig Zoll hohe, fünfjährige Miß mir diese Worte zurief, eben so wenig vergessen, wie die indignirten Blicke, mit denen mich einige in der Nähe befindliche Damen beehrten."

„Und was wollen sie mit dieser Anecdote beweisen?" fragte Einer aus der Gesellschaft.

„Dies, daß die amerikanische Frau die Selbständigkeit, durch welche sie sich vor allen ihren Schwestern, so weit ich die Ehre gehabt habe, dieselben kennen zu lernen, auszeichnet, schon mit der Milch einsaugt; daß diese Charakterstärke schon in den Nerven und dem Blut der Amerikanerin ihre Basis haben muß, und diese Naturanlage ebenso sehr wie die spätere Erziehung, in welcher sich Alles ver-

einigt, dieses stolze Gefühl der Selbständigkeit zu nähren und zu pflegen, ihr die Souveränetät sichern, der sie sich erfreut. Die amerikanische Frau ist ein unendlich freieres Wesen, als irgend eine andere. Sie ruft als fünfjähriges Kind einem fremden Manne, in dem jedes deutsche Kind einen „Onkel“ respectiren würde, zu: mein Herr, berühren Sie mich nicht! sie nimmt als junges Mädchen einen Courmacher, geht, reitet, fährt mit ihm spazieren und schickt ihn nach acht Tagen fort und beehrt einen andern mit ihrer Gunst, ohne daß Jemand etwas Anstößiges darin findet, ja, ohne daß Mr. Smith oder Mr. Jones auch nur zu murren wagten; und selbst als Frau wird sie freilich ihre Pflichten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllen, so lange es ihr möglich ist; sobald aber der Augenblick gekommen ist, wo sie einsieht, daß sie sich entscheiden muß zwischen ihrem guten Ruf und ihrer Leidenschaft, wird sie diese Entscheidung mit einer Sicherheit treffen, und jedes Band, das sie fesselt, und wäre es das stärkste, mit einer Kraft zerreißen, die geradezu dämonisch, jedenfalls specifisch amerikanisch ist.“

„Und halten Sie eine solche Stellung für ein

Glück?“ fragte Mrs. Durham, so gleichgültig, als ob sie gefragt hätte: „Belieben Sie noch eine Tasse Thee?“

„Wie man will,“ erwiederte Herr Curtis, „jedenfalls ist sie dazu angethan, einen Geist, der über das Gewöhnliche hinausstrebt, in seinem Wollen und Vollbringen zu fördern. Der Ehrgeiz befindet sich ohne Zweifel sehr wohl dabei —“

„Desto schlechter aber das Herz.“

Aller Augen wandten sich auf Sven, der, von dem Gegenstande des Gespräches angezogen, an den Tisch getreten war, und dem diese letzten Worte wider seinen Willen entschlüpft waren. Sven erröthete leicht, als er sich so der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden sah, hielt es aber für unpassend, jetzt, nachdem er einmal an der Conversation Theil genommen hatte, zu thun, als hätte er nichts gesagt.

„Verzeihen Sie,“ fuhr er, sich auf einen der leeren Stühle setzend, zu Herrn Curtis gewendet, fort, „daß ich Sie in Ihren interessanten Mittheilungen unterbrochen habe; aber Sie haben da ein Kapitel berührt, das mir gerade sehr interessant

ist. Ich halte diese Ueberlegenheit der amerikanischen Frau für ein Unglück, welches gleich schwer auf beiden Theilen lastet. Wie könnte das Bewußtsein, an einen Mann gefesselt zu sein, den sie in fast jeder Hinsicht übersieht, einer edlen Frau eine Genugthuung gewähren? wie muß sich der Mann, wenn er nicht ganz das Gefühl seiner Würde verloren hat, von dieser Ueberlegenheit bedrückt fühlen! Die Amerikaner sind stolz auf ihre Frauen, ohne zu bedenken, daß die hohe Stellung derselben für sie selbst eine Erniedrigung ist. Und dieser Widerspruch wird immer größer werden. Damit die Frau sich in immer reinere, ätherischere Regionen erheben könne, muß sich der Mann in demselben Grade vulgarisiren und materialisiren, und der Lohn, den er sich für diese Aufopferung erwirbt, ist die Verachtung des Götzen, dem er sich opfert. Und o, des armen Götzen! wie theuer muß er den Weihrauch, der ihm gespendet wird, bezahlen! wie gern stieg er von seinem Piedestal herab, wie gern sähe er den Mann so erhaben über sich, wie er jetzt über dem Manne erhaben ist! Hinauf zu schauen zu dem Höheren, sich anzulehnen an

den Stärkeren ist ein köstliches Gut für jede Frau, und wäre sie die vorzüglichste ihres Geschlechts. Wie gerne würde sie sich unterordnen, fände sie nur den Rechten, dem sie sich unterordnen könnte, ohne sich etwas zu vergeben, ohne an ihrem Werthe, an ihrer Kraft einzubüßen. Ja, sehen wir nicht oft, daß sehr begabte Frauen, wenn sie, was oft geschieht, das Unglück haben, den Mann, welchem sie vermält sind, zu übersehen, sich kleiner machen, nur um das Glück, sich unterordnen zu dürfen, in der Illusion wenigstens zu genießen? Aber, mißverstehen sie mich nicht! Ich mache den amerikanischen Frauen keinen Vorwurf daraus, daß sie frei sein wollen, wol aber den amerikanischen Männern, daß sie sich geflissentlich zu Sclaven machen."

„Mag sein," sagte der Amerikaner, „indessen, diese Vertheilung der Rollen hat auch ihr Gutes. Der Mann, welcher Wälder ausroden, Sümpfe drainiren, Eisenbahnen durch die Prärien und Hängebrücken über den Niagara bauen soll, kann nicht auch zu gleicher Zeit Sylben wägen und Verse spintisiren. Weshalb soll nicht der Mann seine Kraft auf Werke des materiellen Nutzens concen-

triren und der Frau getrost die luftigen Regionen überlassen, in welchem der Dichter und der Denker weilen?

„Weshalb?“ erwiederte Sven; „weil in diesen Sphären so gut, wie in jeder anderen, das Höchste nur dem Manne erreichbar ist; weil, wenn die Männer jene Sphären den Frauen überlassen, diese nicht nur nichts Geniales produciren, sondern auch das Genie, sollte ausnahmsweise eines emporblühen, verkennen, verketzern und verhöhnen werden. Denken Sie an den unglücklichen Edgar Allan Poe! Er ist der größte lyrische Dichter, den Amerika hervorgebracht hat und sein Name darf in keiner sogenannten respectabeln Gesellschaft ausgesprochen werden.“

„Dies Verdammungsurtheil,“ antwortete der Amerikaner, „gilt nicht dem Dichter, sondern dem Menschen; nicht dem Verfasser des „Raben,“ sondern dem Mr. Poe, welcher betrunken durch die Straßen von Newyork und Boston taumelte.“

„Damit mochten sich die Mitlebenden entschuldigen, aber was bedeutet das jetzt, wo sich das Grab über dem Unglücklichen geschlossen hat? Der

Dichter lebt in seinen Werken, seine Werke sind er selbst. Der Dichter gleicht dem Chemiker, welcher aus zum Theil sehr widerwärtigen Stoffen die herrlichsten Wohlgerüche zaubert. Mochte dem Menschen Poe ein trauriges Erdenrest anhaften, der Dichter Edgar ist frei davon. Mochte man dem armen Literaten die Thüre verschließen, die Werke des Genius sollten in Aller Hände sein."

„Sie mögen Recht haben," sagte der Amerikaner lachend; „ich gestehe, daß ich in dem Urtheil über Poe nur der allgemeinen Stimme gefolgt bin, und um auf Ehre versichern zu dürfen, diesen verrufenen Dichter nicht zu kennen, bis jetzt noch keine Zeile von ihm gelesen habe."

„Sie machen uns äußerst begierig, etwas von diesem unheiligen Heiligen zu hören," sagte eine Dame aus der Gesellschaft, die sich nicht wenig auf ihre Kenntniß der englischen Literatur zu gute that, „könnten Sie uns nicht etwas von ihm zum Besten geben? Sie wissen gewiß einige seiner Sachen auswendig."

„Leider, nein;" erwiederte Sven.

„Dort auf dem Tische", sagte Mrs. Durham

liegt ein Bändchen Uebersetzungen amerikanischer Gedichte. Vielleicht ist etwas von Mr. Poe dabei."

Sven ergriff das zierlich gebundene Büchelchen, auf welches Mrs. Durham hingedeutet hatte und blätterte einige Augenblicke schweigend darin.

„Ich finde hier Verschiedenes von Edgar Poe," sagte er; „indessen nicht sein berühmtes und für ihn vielleicht charakteristischstes Gedicht: „Der Rabe". Freilich das Gedicht ist unübersetzbar, wie im Grunde genommen jedes Gedicht. Ich scheue mich fast, nachdem ich Poe so sehr gepriesen habe, ihn jetzt den Damen in dem entstellenden Gewande einer Uebersetzung vorzuführen."

„Bitte, bitte, lesen Sie nur!" riefen ein halbes Dutzend Stimmen.

Sven blickte zu Mrs. Durham hinüber; er sah dasselbe kalte, gleichgültige Gesicht. Auch nicht die leiseste Spur von Neugier oder Interesse war darauf zu entdecken.

„Hier ist eines seiner schönsten;" sagte Sven, ein wenig verstimmt über diese unerschütterliche Gleichgiltigkeit, „es trägt die Ueberschrift „Annabel Lee."

Es ist nun manches und manches Jahr
In einem Reich an der See;
Da lebte ein Mädchen, ihr kennet sie nicht,
Ich nenne sie Annabel Lee.
Sie liebte nur mich und ich liebte nur sie,
Mein schlankes braunäugiges Reh.

Ich war ein Kind und sie war ein Kind
In diesem Reich an der See;
Doch, wie sie mich liebte, und wie ich geliebt
Die reizende Annabel Lee,
Das sagen nicht Worte; es weinten vor Neid
Die Engel in himmlischer Höh.

Und das war der Grund, daß einst in der Nacht
In diesem Reich an der See
Ein Sturm aus den Wolken so eisig umarmt
Die liebliche Annabel Lee.
Und im Sturme ihr hoher Verwandter kam,
Und raubte mein herziges Reh,
Und schloß sie in ein Grabmal ein
In diesem Reich an der See.

Die Engel, nicht halb so glücklich, als wir,
Sie fühlten der Eifersucht Weh.
Ja, das war der Grund, wie Jedermann weiß,
In diesem Reich an der See,
Daß zur Nacht aus den Wolken der Sturmwind kam,
Umarmte und tödtete Annabel Lee.

Doch sie liebte ja mich, und ich liebte ja sie,
Mein Liebchen, so schlank, wie ein Reh,
Mein Liebchen, so weiß, wie der Schnee.

Und alle die Engel im himmlischen Licht
Und alle Dämonen der See,
Sie trennen mich dennoch in Ewigkeit nicht
Von der reizenden Annabel Lee.

Denn der Mond nimmer scheint, und ich habe geträumt
Von der lieblichen Annabel Lee.
Und blinken die Sterne, so seh' ich von ferne
Die Augen von Annabel Lee.
Bis das Morgenlicht graut, umarm' ich sie traut,
Mein Liebchen, mein Alles, mein Reh, meine Braut,
An dem Grabmal hier bei der See,
An dem Grab bei der hallenden See.

„O, wie reizend! — wie allerliebst! — wie duftig! wie zart!“ so flüsterten, seufzten und lispelten die Stimmchen am Theetisch durcheinander.

„Ich finde das Ganze etwas zu mysteriös,“ bemerkte ein junger Docent der Philosophie.

„Was ist nur unter dem „hohen Verwandten“ zu verstehen?“ fragte eine junge Dame mit blonden Locken.

„Der Engel des Todes vermuthlich,“ sagte Sven trocken.

„O, mein Gott!“ rief eine junge Dame, „wie schauerlich!“

Mrs. Durham sagte nichts. Sie hatte sich, während die Gesellschaft ihre geistreiche Kritik an

dem armen Gedichte übte, von ihrem Platz auf dem Sopha erhoben und war einige Male im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt trat sie wieder heran, blieb aber etwas von den andern entfernt, gerade Sven gegenüber, stehen.

„Hier ist noch ein zweites, längeres," sagte Sven; „ich möchte es wol, da es eine Art Commentar zu unserer Unterhaltung über die amerikanischen Frauen ist, lesen, wenn ich nicht fürchtete, die Gesellschaft zu ermüden."

„Bitte, bitte, lesen Sie, — Sie lesen so schön!" rief ein halbes Dutzend Stimmen.

„Das Gedicht trägt keine Ueberschrift," sagte Sven; „nur das Wörtchen „An" und ein paar Striche."

„Wie geheimnißvoll!" rief die junge Dame mit den blonden Locken.

„Darf ich beginnen?"

„Bitte, bitte!"

Ich sah Dich einmal, einmal nur — vor Jahren.
Mittnacht im Juli war's und von dem Mond,
Dem vollen, der, wie Deine Seele strebend,
Sich seinen steilen Pfad zum Himmel bahnte,

Ein seidenweicher Silberschleier fiel,
Mit heilger Ruh' und Dunkelheit und Schlummer,
Auf das erhobene Antlitz vieler hundert
Von weißen Rosen, die im Garten wuchsen,
Wo nur verstohlen sich ein Lüftchen regte, —
Auf das erhobene Antlitz weißer Rosen,
Die in Erwied'rung für das Liebeslicht
Die duft'gen Seelen wonnevoll verhauchten —
Auf das erhobne Antlitz weißer Rosen,
Die auf den Beeten lächelten und starben,
Entzückt von Dir und Deiner heil'gen Nähe.

Gehüllt in weiß, auf eine Veilchenbank
Sah ich Dich hingelehnt. Es schien der Mond
Auf das erhobene Antlitz weißer Rosen —
Und auch auf Deins — erhoben, ach! in Schmerzen!

War's nicht das Schicksal, das in dieser Nacht —
Das Schicksal, dessen andrer Nam' ist Schmerz —
Mich weilen hieß an jener Gartenpforte,
Den Duft zu athmen jener süßen Rosen?
Nichts regte sich — es schlief die schnöde Welt —
Nur Du und ich nicht. Und ich weilte — schaute —
Und alsobald verschwanden alle Dinge —
Ach, ganz gewiß — der Garten war verzaubert! —
Des Mondes matter Perlenglanz erlosch,
Die moos'gen Bänke, die verschlung'nen Pfade,
Die seel'gen Blumen und die stillen Bäume —
Ich sah sie nicht. — Die Rosendüfte selbst
Sie starben in der Lüfte weichen Armen,
Und Alles schwand, nur Du nicht — und selbst Du —

Nur nicht das Himmelslicht in Deinen Augen,
Nur nicht die Seele Deiner schönen Augen.
Ich sah nur sie — sie waren meine Welt.
Ich sah nur sie — und nur für wen'ge Stunden,
Ich sah nur sie — bis sank der volle Mond.
Welch' dunkle Herzensräthsel schaut' ich nicht
In diesen demantklaren Himmelssphären!
Welch' tiefes Weh! welch' hohe Hoffnung doch!
Welch' schweigend königliches Meer von Stolz!
Welch' kühnen Ehrgeiz! ach! und welche tiefe,
Welch' abgrundtiefe Fähigkeit für Liebe!

Und nun zuletzt versank der volle Mond
Im Westen hinter schwarzen Wetterwolken —
Und, wie ein Geist, durch geisterhafte Bäume
Verschwandest Du! Nur Deine Augen blieben.
Sie schwanden nicht — sie können nimmer schwinden.
Sie hellten meinen Pfad in jener Nacht,
Sie ließen nimmer mich, wie doch mein Hoffen.
Sie folgen mir — sie leiten mich durch's Leben —
Sie — meine Diener; und ihr Sklave — ich;
Ihr Amt, mich zu erleuchten, zu entflammen —
Und meine Pflicht, entflammt, erleuchtet sein,
Geläuterter von ihrem hehrem Feuer,
Geheiligter von ihrer Himmelsglut.
Mit Schönheit füllen sie die Seele mir.
Ich kniee hin vor diesen hohen Sternen
Im düstern Schweigen schlummerloser Nacht,
Und selbst noch in des Tages Mittagsglanze,
Seh ich sie stets — zwei süße Morgensterne,
Die selbst die Sonne nicht verlöschen kann.

Sven hatte eine größere Innigkeit in seinen Vortrag gelegt, als ihm lieb war. Er schämte sich, daß er sich von seinen Empfindungen hatte hinreißen, daß er diese Gesellschaft, die er so ganz dessen unwürdig hielt, einen Blick in die Seele seines Lieblingsdichters und — in seine eigne Seele hatte thun lassen. Er wagte nicht aufzublicken, bis die unvermeidlichen: Allerliebst! Reizend! nein, wie reizend! vorüber waren, und blätterte so lange schweigend in dem Buche. Dann machte er es leise zu und erhob sich. Indem er aufstand, fiel sein Blick über den Theetisch fort auf Mrs. Durham, die noch immer, die Hand auf die Lehne eines Stuhles gestützt, etwas von der Gruppe entfernt, die Augen fest auf Sven gerichtet, unbeweglich dagestanden hatte. Sven hätte beinahe laut aufgeschrien. Das war dasselbe Gesicht, das ihm neulich in der Dämmerung des Morgens erschienen war — dasselbe trotzigdüstre, edelstolze Gesicht mit der Welt von Leidenschaft in den schmerzlich starren Augen. Und diese Augen waren auf ihn gerichtet, forschend, fragend — fragend — wonach? Aber nur für einen Augenblick; im nächsten schon war

die kalte, theilnahmlose Maske, an welcher Sven heute den ganzen Abend geräthselt hatte, über das Gesicht gefallen.

Mrs. Durham nahm wieder an dem Theetisch Platz, an welchem jetzt eine lebhafte Debatte über Poesie im Allgemeinen, amerikanische Poesie im Besondern, und Edgar Poe ganz im Speciellen entbrannt war. Der junge Privatdocent behauptete: er vermisse an diesem Dichter die logische Präcision, während die junge Dame mit den blonden Locken der Meinung war, das letzte Gedicht sei allegorisch zu nehmen: der so reizend geschilderte Garten sei der Garten der Glückseligkeit, der dem Dichter verschlossen war, und unter der Dame, die ihm so große ungestillte Sehnsucht im Herzen erwecke, sei die Tugend zu verstehen.

Sven erfuhr nicht, ob die Gesellschaft dieser geistreichen Conjectur beistimme oder nicht, denn er war durch die offene Thür auf die Terrasse getreten.

Ein magisches Halbdunkel lag über der Landschaft. Die Nacht war nur ein milderer Tag. Am westlichen Horizont glühten noch immer einzelne

Streifen der Abendröthe. Aus dem tiefblauen Himmel leuchteten nur wenige Sterne, aber hinter dem Gebirge dämmerte es hell herauf, so daß die Conturen der dunkeln Felsmassen sich scharf von dem lichten Hintergrunde abhoben. Die Helligkeit kam von dem Monde, der, höher und höher steigend, plötzlich in voller Pracht über dem scharfen Rande emporschwebte und sein silbernes Licht die Seiten des Gebirges herab über die Wiesen und Felder warf und auf den stillen Wassern des breiten Stromes schimmern und flimmern ließ.

Sven hatte sich mit verschränkten Armen dicht an den Rand der Balustrade gestellt. Er war in tiefes Sinnen verloren. Er sah nichts von den zauberhaften Reizen der Landschaft, die mit jedem Augenblicke wechselten, er sah nur eine hohe schlanke Gestalt in einem weißen Gewande, und ein edelblasses Antlitz und zwei große schmerzlich fragende Augen.

„Einen Augenblick nur allwissend! o, nur einen Augenblick!“ murmelte er.

„Ein verhängnißvoller Wunsch!“ sagte eine tiefe, melodische Frauenstimme an seiner Seite.

Sven fuhr erschrocken aus seiner Träumerei empor. Neben ihm stand Mrs. Durham. In ihrem weißen Gewande, mit dem bleichen und in dem ungewissen Mondenschein noch bleicherem Gesicht, aus dem die großen dunkeln Augen strahlten, erschien sie Sven wie ein schönes Gespenst.

„Sie hier, gnädige Frau?“ rief er bestürzt.

„Sie wünschen allein zu sein?“

„Bewahre! ich glaubte nur, Sie noch diesen Augenblick am Theetisch gesehen zu haben.“

„Den ich wahrscheinlich aus demselben Grunde, wie Sie verließ: Dem unerquicklichen Geschwätz dieser Menschen zu entgehen. Ich habe Sie während Ihrer Lectüre bewundert, Herr von Tissow.“

„Mich? weshalb?“

„Daß Sie überhaupt lasen — vor solchem Publikum solche Gedichte lasen. Ich wäre es nicht im Stande.“

„Warum nicht?“

„Weil ich Niemanden in mein Herz blicken lassen möchte.“

„Niemanden? Auch nicht den, welcher —“

„Wen?“

„Ich meine, der sich ein Recht zu diesem hohen Glück erworben hätte?“

„Wodurch?“

„Nun, durch seine Liebe etwa?“

„Was ist Liebe?“

„Das ist eine Frage, die so seltsam ist, wie mein Wunsch nach Allwissenheit.“

„Ja, weshalb wünschen sie allwissend zu sein?“

„Ich glaube, um Ihre Frage beantworten zu können.“

„Sie scherzen.“

„Nein.“

„So wissen Sie auch nicht, was Liebe ist?“

„Ich ahne es nur.“

„Da geht es Ihnen gerade so wie — anderen Leuten.“

„Doch nicht, wie Ihnen?“

„Vielleicht doch.“

„Unmöglich.“

„Weshalb unmöglich?“

„Weil —“

„Sprechen Sie gerade heraus. Ich liebe für

mein Leben eine offene Antwort auf eine offene Frage."

„Weil Sie viel zu schön und viel zu geistreich sind, als daß Sie nicht in Ihrem Leben leidenschaftliche Liebe hätten einflößen sollen, und Liebe, sagt man ja, erweckt Gegenliebe und überdies —"

„Ueberdies?"

„Sie sind ja verheiratet."

„Und damit ist freilich Alles gesagt!"

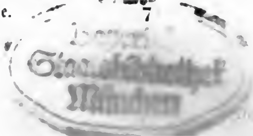
„Sollte wenigstens Alles gesagt sein."

„Besonders nach ihrer Theorie."

„Meiner Theorie?"

„Sagten Sie nicht, die Frauen seien so hülfsbedürftige, demuthsvolle, unterwürfige Geschöpfe, daß die Leidenschaft, zu gehorchen, bei ihnen stärker sei, als jede andere Neigung? Bestimmen Sie nicht den Werth einer Frau nach dem Talent, welches sie für die edle Tugend des Gehorsams entwickelt? O! Sie denken sehr klein von den Frauen!"

„Im Gegentheil! ich denke groß, sehr groß von den Frauen. Ich finde in ihnen Fähigkeiten, die oft unentwickelt bleiben, Tugenden, die oft in ihr Gegentheil verkehrt werden, weil die Männer die



einen nicht zu pflegen, die andern nicht zu würdigen verstehen."

„So liegt die Schuld doch an den Männern?"

„Gewiß, denn der Mann, als der Stärkere, hätte die Pflicht, die Frau zu sich emporzuziehen; statt dessen zieht er sie nur zu sich herab, oder läßt sie die Bahn zur Vollendung, die sie auf seine Hand gestützt, leicht und sicher wandeln müßte, einsam, mühselig hinanklimmen. Was Wunder, daß ihr da auf halbem Wege der Athem ausgeht? daß sie, in der Blüthe ihrer Jahre, am gebrochenen Herzen stirbt!"

Sven hatte diese letzten Worte mit tiefer Bewegung gesprochen. Die Erinnerung an seine edle, unglückliche Mutter überkam ihn mit ganzer Macht. Und hier an seiner Seite, umflossen von dem Dämmerlicht des Mondes; stand eine Frau — jung, schön — schöner noch als seine Mutter, und — allem Anscheine nach — nicht minder unglücklich als seine Mutter. Sein Herz war voll zum Ueberfließen. Er hätte die Hand dieses schönen Wesens ergreifen und sprechen mögen: sage mir, was Dich quält! erzähle mir all' Dein Leid! für Dein Glück,

für Dein Wohl will ich freudig meinen letzten Blutstropfen hingeben!

Aber von dem Allen kam nichts über seine Lippen. Er blickte starr in die Landschaft hinaus. Waren es Nebel, die aus dem Flusse aufwallten, waren es Thränen, die sein Auge trübten, — ein Schleier schien ihm über Alles rings umher zu sinken. Als er sich aus seiner Erstarrung aufraffte — war er allein. Einen Augenblick glaubte er, die Erscheinung von Mrs. Durham und die ganze sonderbare Unterredung geträumt zu haben. War es ihm doch immer noch, als ob er die tiefe melodische Stimme höre, schien ihm doch immer noch die ganze Atmosphäre von ihrer Gegenwart erfüllt. Und da, vor ihm auf dem Rand der Balustrade, auf den sie ihre Hand gestützt hatte, lag der kleine Rosenstrauß, den er vorhin zwischen den weißen Falten ihres Kleides an ihrem Busen bemerkt hatte! Er nahm die Blumen, drückte sie mit Innigkeit an seine Lippen und verbarg sie an seiner Brust.

Er hätte sich gern mit seiner köstlichen Beute unbemerkt davongeschlichen. Es schien ihm unmöglich, jetzt zur Gesellschaft zurückzukehren, aber

es mußte doch geschehen. So trat er denn wieder in den Salon. Die Gesellschaft war im Begriff, aufzubrechen. Mrs. Durham stand unter den Damen, ruhig plaudernd, höflich, kalt, wie sie den ganzen Abend hindurch gewesen war. Mr. Durham und Benno traten an ihn heran.

„Ich habe," sagte Mr. Durham, „eben Herrn Weber (dies war Benno's Familienname) gebeten, sich morgen Nachmittag bei einer Partie, die wir nach dem Gebirge machen wollen, zu betheiligen. Darf ich an Herrn von Tissow dieselbe Bitte richten?"

Sven verbeugte sich.

„Um drei Uhr vielleicht, von unserer Wohnung aus?"

„Ich werde mich pünktlich einfinden."

Sven ging auf Mrs. Durham zu, sich von ihr zu verabschieden. Sie schien nach einer ganz andern Seite zu blicken, doch trat sie, sobald er sich näherte, einen Schritt aus der sie umgebenden Gruppe heraus.

„Sie kommen doch?"

„Ja."

Sodann eine förmliche Verbeugung.

Eine Minute später stand Sven mit Benno auf der Straße. Benno war äußerst gesprächig. Er hatte sich vortrefflich amüsirt. Mr. Durham hatte ausgezeichnete Sammlungen, Mr. Durham war ein „charmanter Kerl"; er hatte mit Mr. Durham eine geologisch-zoologisch-botanische Entdeckungsreise in die Berge verabredet; er hatte nie geglaubt, daß es unter diesen „Roastbeefs" so „charmante Kerle" gebe.

„Und Du sagtest kein Wort?" rief Benno, als sie vor Sven's Wohnung standen.

„Hast Du mich denn zu Worte kommen lassen?"

„Ja, das ist freilich wahr. Addio bis auf morgen! Du bist doch von der Partie? Das ist vernünftig. Du nimmst auffallend zu an Weisheit und Verstand. Addio! vergiß den Laubfrosch nicht! er frißt auch Spinnen. Du kannst ihm Deine reizende Wirthin geben."

VI.

Als Sven am andern Tage aus einem unruhigen Schlaf, in welchen er gegen Morgen gefallen war, erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er hatte sich kaum angekleidet, als es leise an seine Thür pochte und auf sein Herein! Frau Schmitz ins Zimmer trat.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich auf sind, Herr Baron! Nein, welche Angst ich ausgestanden habe! Viermal habe ich schon an Ihre Schlafstubenthür gepocht. Ich glaubte, der Herr Baron seien gestorben. Und Jesus Maria! wie bleich Sie sind! Eine Tasse Kaffee mit dem Gelben von einem Ei? was?"

Und Madame Schmitz eilte davon, daß die bunten Haubenbänder hinter ihr herflatterten und kam alsbald mit Sven's Frühstück zurück.

„Ja, ja," sagte sie, während sie die Sachen zurechtsetzte; „ich habe es ja immer gesagt, dieses Haus ist so ungesund; es ist eine Schande, daß ein Mensch so einen feuchten Keller an seine Mitmenschen vermiethet und ihnen ihr schweres Geld dafür abnimmt."

„Dies Haus? Ihr Haus?" sagte Sven verwundert.

„Jesus Maria! Der Herr Baron müssen wirklich recht unwohl sein!" rief Frau Schmitz, die magern Hände zusammenschlagend; „mein Haus? — mein Haus ist das gesündeste in der ganzen Stadt!"

„Aber was für ein Haus meinen Sie denn?"

„Welches Haus ich meine? Nun, doch kein anderes, als das von Frau Bartelmann. Freilich, ein Wunder ist es nicht; es steht ja halb im Wasser."

Und Frau Schmitz lächelte verächtlich und warf ihre widerspänstigen Haubenbänder über die Schulter.

„Aber ich verstehe Sie in der That nicht," sagte Sven.

„O," sagte Frau Schmitz, die Hände über

einander reibend, und den Kopf von einer Seite zur andern neigend; „der Herr Baron wollen mich nicht verstehen. Freilich, es ist nicht schicklich, daß eine Wirthin, die es gut mit ihren Herren meint, weiß, wo sie ihre Abende zubringen. Und was geht es denn am Ende auch sie an, ob sie sich in feuchten Häusern den Schnupfen holen. Ich wollte mich auch eigentlich blos nach Mistreß Durham erkundigen, weil ich immer noch Theil an meinen Herrschaften nehme, obgleich sie mich nicht mit ihrem Besuche beehren und ungesunde Häuser, wo der Schwamm in allen Balken sitzt, meinem Hause vorziehen. Haben der Herr Baron sonst noch etwas zu befehlen?“

Madame Schmitz war so tief beleidigt, wie der Knix, mit dem sie ihre Rede schloß, tief war. Sven sah, daß es die höchste Zeit sei, die Erzürnte zu besänftigen. Konnte sie doch von Mrs. Durham erzählen! Madame Schmitz war in Svens Augen plötzlich eine sehr wichtige Person geworden.

„Aber, beste Madame Schmitz,“ rief er, „weshalb haben Sie mir denn nicht gleich gesagt, daß das Haus von Frau Bartelmann dasselbe Haus ist,

in welchem Mr. Durham wohnt; ich hatte es wirklich vergessen, daß Sie mir die Sache schon gestern mittheilten. Aber, wollen Sie nicht Platz nehmen, Madame Schmitz? Sie haben gewiß um diese Zeit nichts mehr in der Küche zu thun."

„O, der Herr Baron sind zu gütig," sagte die schnell besänftigte Frau Schmitz, sich abermals — aber diesmal ohne nervöse Gereiztheit — tief verbeugend und sich auf den äußersten Rand des dargebotenen Stuhles setzend.

„Ja, was ich sagen wollte, liebe Frau Schmitz," fuhr Sven fort. „Das Haus ist allerdings sehr feucht, und ich sagte auch gestern so zu Mrs. Durham."

„Wirklich? Und hat sie auch von mir gesprochen?"

„O, gewiß."

„Und da hat sie mir wol allerlei Böses nachgesagt?" fragte Frau Schmitz und es spiegelte sich eine eigenthümliche Besorgniß in ihren Zügen."

„Ihnen Böses? weshalb Böses?"

„Nun die Herrschaften sind so eigen. Bald haben sie dies zu tadeln und bald das. Und passirt

es nun gar, daß ein unordentliches Mädchen etwas weggebracht hat — gleich muß es die arme Wirthin genommen haben."

„Ich versichere Sie, liebe Frau Schmitz, daß ein solcher häßlicher Verdacht nicht über die Lippen von Mrs. Durham gekommen ist."

Frau Schmitz schien durch diese Erklärung ganz besonders beruhigt zu werden. Ihre Rührung war sogar so groß, daß sie die Zipfel ihrer Schürze nehmen mußte, um sich die Augen zu trocknen. Sven wußte nicht, was er von diesem Benehmen denken sollte. Er kam auf den Verdacht, zu welchem Frau Schmitz, exaltirtes Wesen öfters Veranlassung gab, daß die gute Dame in dem Genuß spirituöser Getränke nicht dasjenige Maß zu halten wisse, welches für eine ungetrübte Seelenstimmung so nothwendig ist.

„Ja, ja," seufzte Frau Schmitz, „ich habe es ja immer gesagt: Missis Durham ist die beste, genteelste, nobelste Frau auf der Welt, und Alles, was von ihrer Herkunft erzählt wird, ist nur Klatsch, auf den kein vernünftiger Mensch hinhören muß. Ja, wenn die Herrschaften ohne Dienstboten leben könnten! aber diese Mädchen, diese Mädchen! Da

stehen sie stundenlang am Brunnen und lassen die Eimer überlaufen, während sie sich die Geheimnisse ihrer Herrschaften in die Ohren tuscheln, und wir armen Frauen, wir kriegen dann Alles wieder zu hören; denn, sagen Sie selbst, Herr Baron, man kann doch auch am Ende solchem armen Dinge den Mund nicht verbieten, wenn es in der Küche am Feuer steht und es sich für uns sauer werden läßt."

„Ei freilich nicht," bemerkte Sven.

„Denken sich der Herr Baron", sagte Frau Schmitz, durch diese Bestimmung ermuthigt, ihren Stuhl ein paar Zoll näher rückend, „da hat Missis Durham's Sophie — es ist noch immer dasselbe Mädchen, das Missis Durham in Dienst nahm, als sie vor vier Jahren bei mir wohnte — meiner Ursel erzählt; — aber wie gesagt, wer kann auf dergleichen Geschwätz etwas geben. Man kann doch am Ende, wenn man zehn oder zwölf Jahre verheiratet ist, nicht noch immer wie die Turteltäubchen leben. Du lieber Himmel! mein Köbes (Gott hab' ihn selig!) war der beste Mann von der Welt, wenn er mir auch viele Sorgen gemacht hat, aber — Jesus

Maria! da klopft es — und ich bin hier ganz allein mit dem Herrn Baron, was sollen die Leute —"

Und die vortreffliche Frau Schmitz sprang wie electrisirt von ihrem Stuhle auf, schoß auf die Thür zu und hätte fast Benno übergerannt, der, ohne die Antwort auf sein Klopfen abzuwarten, so eben ins Zimmer trat.

„Nun, beim Zeus!" sagte Benno; der enteilenden Dame lachend nachschauend; „ich glaube gar, ich habe Dich in einem zärtlichen tête à tête mit Deiner Spinne gestört! Guten Morgen, carissime! schlecht geschlafen? Du siehst verdammt hohläugig aus! ich merke, meine Praxis, die ich dem Dociren zu Liebe fast schon an den Nagel gehängt hatte, kommt wieder in Schwung. Rathe einmal, zu wem ich heute morgen gerufen bin?"

„Ich kann es wirklich nicht ahnen, willst Du eine Cigarre rauchen?"

„Danke, das heißt: bitte! Deine Cigarren sind famos — zu Durhams!"

„Zu wem?" rief Sven, in die Höhe fahrend.

Zu Durham's oder Dörhem's — ich weiß nicht, wie es richtig ist. Das aber ist richtig, daß ich heute

Morgen in diese Familie gerufen bin, um — aber Du hast gewiß Deinem Laubfrosch heute Morgen noch kein Frühstück vorgesetzt. Das arme Thier hat nun seit acht Tagen nichts im Magen, als höchstens die schlechte Behandlung, die ihm seitdem zu Theil geworden ist. Ich muß ihm mit einer wohlgenährten Fliege unter die Arme greifen."

Und Benno fing an im Zimmer umherzurennen und mit der Hand über die Wände und Möbeln zu fahren.

„Und was solltest Du dort, wenn man fragen darf?" sagte Sven, der unterdessen seine Verwirrung bemeistert hatte, mit möglichster Ruhe.

„Ob Du fragen darfst? — wieder nichts — warum solltest Du nicht fragen dürfen? — halt! jetzt hab' ich dich, junge Schwärmerin — hinein zu dem grünen Galan, der dich vor Liebe auffressen wird. Haps! wie der Kerl schluckt! Gelt! das schmeckt prächtig? — So, nun stehe ich zu Deiner Disposition. Was ich bei unsern englischen Freunden sollte? mir einen allerliebsten Jungen mit braunen Locken ansehen, der mich ungemein an Dich erinnert hat, als Du noch im Flügelkleide an Mamachens

Schleppe hingst — und mein ärztliches Gutachten darüber abzugeben, ob ein böser Husten, der ihn vor einer Stunde befallen hat, die Bräune sei, oder nicht. Bei der Theilnahme, die sich in Deinen Zügen ausprägt, steht zu vermuthen, daß es Dich freuen wird, zu hören, wie für den Augenblick keine Gefahr ist. Indessen" — fuhr Benno ernster fort; „ich fürchte, der hübsche Junge wird nicht alt werden; ich habe ihn auscultirt und Verschiedenes an seiner Lunge entdeckt, was mir keineswegs gefällt."

„Aber wie kam es, daß man grade zu Dir schickte?"

„Nun, die Frage ist naiv. Vermuthlich, weil man mich für das hält, was ich bin: für einen nicht ganz ungeschickten Jünger Aeskulaps; und weil Mr. Durham und ich seit gestern Abend geschworne Freunde sind."

„Gefällt Dir Mr. Durham?"

„Ausnehmend; ja vielleicht so gut, wie Dir — "

„Nun?"

„Laß mich Deinen Puls fühlen."

„Weshalb?"

„Zu sehen, ob Du etwa heute besonders nervös

bist. Eins, zwei, drei — o, es geht — also, wie Dir Mrs. Durham, oder Cornelie, um sie bei ihrem schönen Vornamen zu nennen."

„Cornelie heißt sie? wie hast Du das so schnell herausgebracht? weshalb meinst Du, daß mir Mrs. Cornelie Durham gefällt?"

„Herzensmann, glaubst Du denn, daß man blind und taub ist? Meinst Du, ich habe nicht bemerkt, wie schnell ein gewisses Opernglas bei Seite gelegt wird, wenn man zufälligerweise ohne anzuklopfen ins Zimmer tritt? wähnst Du, ich habe den Narren vergessen, der gestern dem unglücklichen Müller einer unschuldigen Aeußerung wegen an den Kopf geworfen wurde? Denkst Du, daß es nicht auffällt, wenn man schöne Frauen in einer Gesellschaft, die nicht groß ist, Minuten lang fixirt, und hernach eine halbe Stunde lang im Mondenschein mit ihnen schwärmt? Der kleine Müller sagte mir heute Morgen — "

„Wer ist denn nur dieser ewige kleine Müller?"

„Hast Du denn gestern Abend den blonden Jüngling mit den rothen Backen am Theetisch nicht bemerkt?"

„Der mit der blonden Dame, welcher nur noch ein rothes Band, mit einem Glöckchen daran, um den Hals fehlte, um sie vollkommen zu machen, so geistreich discutirte?“

„Eben der — also der kleine Müller erzählte mir heute Morgen, die ganze Stadt spreche von der Gnade, die Du vor der schönen Mrs. Durham Augen gefunden haben müßtest, denn bis jetzt hat sich noch keiner rühmen können, ihre Aufmerksamkeit auch nur vorübergehend auf sich gezogen zu haben.“

„Und warum erzählst Du mir diesen Klatsch?“

„Um Dich auf etwas aufmerksam zu machen, das Dir wahrscheinlich bei der Einseitigkeit Deiner Beobachtungen entgangen ist und ich vermuthlich auch nicht bemerkt haben würde, wäre ich nicht darauf hingewiesen worden. Ich achte sonst, wie Du weißt, auf dergleichen nicht. Eh bien! man hatte mir gesagt, daß Mr. und Mrs. Durham nicht allzuglücklich mit einander lebten und nach dem, was ich heute Morgen gesehen habe, muß ich gestehen, daß mir dieses on dit einigen Grund zu haben scheint.“

„Was hast Du gesehen?“

„Eigentlich nichts, wenn Du willst, und doch, wenn Du willst, sehr viel. Als ich kam, wurde ich von Mr. Durham empfangen und an das Bett des Kleinen geführt. In dem Zimmer stand noch ein Bett. Nach den Pistolen, die darüber hingen, zu schließen, war es Mr. Durham's — nebenbei höchst spartanisches — Lager. Ich untersuchte das Kind und wir sprachen dann, da es eingeschlafen war, in dem Fenster stehend, über eine halbe Stunde miteinander, und ich kann sagen, daß die Achtung, die ich schon gestern von Mr. Durham hatte, durch diese Unterredung noch um ein Bedeutendes vermehrt ist. Ich glaubte, daß Frau Cornelie ebenfalls erscheinen würde, aber keine Cornelie ließ sich sehen. Endlich fragte ich nach ihr. „Mrs. Durham ist in ihrem Zimmer, glaube ich," sagte Mr. Durham. „Wollen Sie ihr einen Besuch machen?" Da ich nicht Mrs. Durham's halber gekommen war, so dankte ich und sagte: ich hätte Eile, und trollte mich."

„Ich sehe in dem Allen nichts Absonderliches," sagte Sven.

„So meinte auch vorhin der Laubfrosch, als er

die Fliege verschluckte. Wir finden etwas, das uns convenirt, niemals absonderlich. Wer aber der Frau seines Nächsten den Hof macht — "

„Benno!"

„Ach was! ich bin Dein ältester Freund und wenn ich noch mit meiner Meinung hinter dem Berge halten wollte, so verdiente ich Stockprügel. Du machst dieser Frau den Hof, und wenn Du es noch nicht thust, so wirst Du es thun. Verlasse Dich darauf! Und was ich Dir ans Herz legen wollte, ist nun dies. Nimm Dich in Deinem Benehmen gegen Mrs. Durham wol in Acht. Mr. Durham versteht keinen Spaß und Mrs. Durham auch nicht. Das heißt: sie ist genau in den Jahren, wo die Frauen, besonders wenn sie nicht ganz glücklich sind, und oft selbst noch dann — sich nur selten eine Gelegenheit zur Intrigue entgehen lassen. Sie wissen: heute sind sie noch jung und morgen werden sie es nicht mehr sein; heute sind sie noch schön und alle Welt liegt zu ihren Füßen und morgen wird sie Niemand mehr beachten. Dies Bewußtsein ängstigt sie. Wenn sie noch irgend eine Forderung an das Leben zu haben glauben — und welche Frau, welcher Mensch,

wenn Du willst, wähnte sich nicht der Gläubiger des Lebens und wäre es nicht auch im gewissen Sinne! — jetzt in der elften Stunde soll das Leben diese Forderung erfüllen. Jetzt fällt ihnen plötzlich ein, daß sie eigentlich noch nie nach ihrem rechten Werthe gewürdigt und niemals so geliebt worden sind, wie sie es verdienen. Nun schauen sie sich die Männer doppelt scharf an, ob sie nicht den Rechten entdecken können, den Mandatar, der Vollmacht hat, alle auf das Leben ausgestellten Wechsel einzulösen. Und glauben sie ihn nun gefunden zu haben, so wird ihnen Mann und Kind, Haus und Hof, und Alles, was ihr ist, gleichgültig; sie werfen mit der größten Kaltblütigkeit die ganze Mahlzeit zum Fenster hinaus um des einen einzigen Stückchen Zuckers Willen, das ihnen so süß erscheint und meistens einen so bittern Nachgeschmack hat. Und nun sehe ich Dir an, daß Du vor Ungeduld über meine Vorlesung aus der Haut fahren möchtest und schließe dieselbe deshalb mit dem Worte des Dichters: ein Zeisig war's und keine Nachtigall! Adieu mein lieber Sperber! heute Nachmittag kannst Du zeigen, ob Du scharfe Fänge hast. Stelle Dich

nur pünktlich ein. Wir fahren mit dem Dampfschiff hinauf und mit einem Ruderboot zurück. Me miserum! es ist schon ein Viertel auf zwölf; die höchste Zeit, daß ich ins Colleg komme!“

Benno stülpte seinen Hut auf den Kopf und lief aus dem Zimmer.

Sven war froh, als er allein war. Die beiden Gespräche, mit Benno und seiner Wirthin, die sich, seltsam genug, ohne daß er eine directe Veranlassung dazu gegeben hatte, um Mrs. Durham und nur um sie drehten, hatten ihm für den übrigen Theil des Morgens vollauf Stoff zum Nachdenken gegeben.

VII.

Man war mit dem Dampfschiffe den Fluß hinauf gefahren und in dem Städtchen am Fuße des Gebirges gelandet. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, fast alle, die gestern Abend in Mrs. Durhams Salon versammelt gewesen waren: der Amerikaner, Dr. Müller, die junge Dame mit den blonden Locken und Andere, auch einige Engländer, Alte und Junge. Es wurde darüber berathschlagt, ob man den Berg hinauf reiten oder gehen wolle? und da natürlich keine Uebereinstimmung der Ansichten in diesem Punkte zu erzielen war, die Wahl einem Jeden anheimgestellt. Die Engländer zogen fast durchgängig vor, sich beritten zu machen. Ihnen schloß sich die junge Dame mit den blonden Locken an, da sie es sich äußerst romantisch dachte, in einer

Cavalcade von Herren, die einzige Dame, stolz durch das Gebirge zu ziehen. Sie wünschte sich nur einen Falken auf die Hand, um das Bild vollkommen zu machen. Diese unschuldige Grille wurde ihr von Niemandem verdacht, mit Ausnahme des Privatdocenten Müller. Herr Müller war kein Reiter, war es nie gewesen. Das Reiten hatte für seine zart angelegte Natur sogar etwas entschieden Rohes, Gemeines, Widerwärtiges, Centaurenartiges. Er nannte das Reiten „eine Reminiscenz des barbarischen Mittelalters.“ Herr Müller haßte das Mittelalter und was damit zusammenhing, wegen des Mangels an „logischer Präcision,“ der Allem, was aus dieser Zeit stammte, anhaftete. Herr Müller docirte Logik und war modern vom Scheitel bis zur Sohle. Aber selbst die logischsten Köpfe können sich gegen die Wallungen des Herzens nicht immer ausreichend schützen und Herrn Müllers unlogisches Herz schmachtete in den Fesseln der Liebe — der Liebe zu jener romantischen Dame mit den Locken, die jetzt auf den barbarischen Einfall kam, sich einer Cavalcade langbeiniger Engländer auf kleinen Mauleseln anzuschließen. Herr Müller entschloß

sich — mit lächelnder Miene, aber schwerem Herzen — ein stämmiges Pferdchen mit borstiger Mähne und unruhig blickenden Augen zu besteigen — das einzige, das übrig geblieben war, vermuthlich, weil es, mit hintenübergelegten Ohren, nach Jedem schnappte, der in seine Nähe kam. Die Cavalcade setzte sich in Bewegung, voran die Dame mit den blonden Locken; neben ihr und hinter ihr her Albions langbeinige Söhne, die sämmtlich von dem pretty girl entzückt waren, und es an etwas eckigen, aber wohlgemeinten Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließen, und ganz zuletzt der Verächter des Mittelalters auf seinem widerspänstigen Pferdchen, das von Zeit zu Zeit in jene für den Reiter so äußerst unangenehme Bewegung gerieth, welche unter dem Namen „Bocken“ allgemein bekannt ist.

Die übrige Gesellschaft folgte zu Fuß, im Anfang zusammenhaltend, dann aber je weiter man den Berg hinauf kam und je mühsamer der Weg wurde, sich in kleinere Partien trennend, indem die Rüstigeren oder Ungeduldigeren vorauseilten, die Schwächeren oder Bequemeren zurückblieben. Zu den Ersteren gehörten Mr. Durham und Benno, die

den Uebrigen bald ganz und gar aus den Augen gekommen waren; zu den Letzteren schienen wenigstens Sven und Mrs. Durham zu gehören. Sven hatte sich, eingedenk der Strafpredigt Benno's, im Anfange von Cornelie fern gehalten — besonders auf dem Dampfschiffe, wo es überdieß unmöglich gewesen wäre, einer hundertäugigen Beobachtung zu entgehen. Und seltsam! Diese Zurückhaltung war ihm heute leichter geworden, als es nach dem überwältigenden Eindruck, den die schöne Frau gestern Abend auf ihn gemacht hatte, möglich schien. Er hatte Cornelie gestern beim Kerzenlicht und dem geisterhaften Schein des Mondes gesehen. Das war das rechte Licht für die stolze energische Schönheit dieser Frau und für ihren nicht krankhaften, aber blassen Teint. Die Sonne freut sich der frischen, wenn auch weniger schönen, Gesichter, freut sich der Jugend und der rothen Wangen, und hat selbst gegen Sommersprossen nichts, wenn sie nur durch ein schelmisches Grübchen in den Backen entschädigt wird. Sven bemerkte heute, daß Cornelie über die erste Jugend hinaus sei, daß Benno's scharfsinnige Bemerkung von der Schönheit, die

über Nacht verblühen könnte, wirklich auf sie paßte. Freilich, sie war noch immer schön genug, und wenn der helle Tag vielleicht der sinnverwirrenden Macht ihrer Reize etwas raubte, so konnte wieder hier, im Freien, ihr wundervoller Wuchs zur Geltung kommen und die unnachahmliche Anmuth, mit der sie sich bewegte.

Diese Entdeckungen machte Sven, während man langsam den Berg hinauf stieg. Er hatte es stets so einzurichten gewußt, daß er einer von den Letzten war, damit es ihm immer vergönnt wäre, Mrs. Durham beobachten zu können. Sie war im Anfang bei der ersten Gruppe gewesen, nicht lange darauf war sie bei der zweiten, da kam eine Aussicht nach rechts über den Strom fort, die gar zu entzückend war und die sie noch genießen wollte, während die Anderen weiter schritten, so mußte sie denn nothwendig von der dritten Gruppe eingeholt werden, bei der sich zufälligerweise auch Sven befand. Da beide mehr Sinn für malerische Schönheiten hatten, als die Uebrigen, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie öfter stehen blieben, um sich hier einer Fernsicht zu erfreuen, dort eine Felsenzacke ganz in der Nähe

zu bewundern, und sich so bald von den Andern verlassen fanden.

„Wir sind allein geblieben;“ sagte Mrs. Durham.

„Wir wollen etwas schneller gehen;“ erwiederte Sven.

„Wenn Ihnen an der Gesellschaft nicht mehr liegt, wie mir, so bleiben wir in demselben Tempo.“

„Mir an der Gesellschaft etwas liegen? nicht das Mindeste; aber ich glaubte, Ihnen desto mehr, oder ich wüßte sonst nicht, weshalb Sie sich einen solchen Zwang auferlegten.“

„Es ist eine Grille von Mr. Durham. Er bildet sich neuerdings ein, die Einsamkeit mache mich hypochondrisch. Deshalb ladet er zu uns, was nur den Wunsch blicken läßt, eingeladen zu werden. Apropos, ich habe Sie gestern schon fragen wollen, Herr von Tissow, welcher glückliche Zufall Sie denn eigentlich zu uns führte?“

„Ein Zufall in der That,“ erwiederte Sven, „ein Zufall, wie er zufälliger nicht sein kann“ — und er erzählte das Abenteuer, zu welchem Benno's Leichtsinn die Veranlassung gegeben hatte. Auch

vergaß er nicht, den Eindruck zu erwähnen, den Mrs Durham's Bild auf ihn hervorbrachte. „Ich habe in meinem Leben," sagte er, „kein Bild gesehen, das mich so in tiefinnerster Seele ergriffen hätte."

„Ja," sagte Cornelie, „es ist ein sonderbares Bild; manchmal ängstige ich mich selbst davor. Ich möchte wissen, ob ich jemals wirklich so aussehen könnte."

„Noch gestern Abend sahen Sie so aus, genau so — freilich nur für einen Moment, als ich das Gedicht von Poe gelesen hatte."

„Wissen Sie, daß mir dieses Gedicht eben so unheimlich ist, wie jenes Bild, das ich kaum für mein Bild halten kann. Wie geht das zu? Das Gedicht ist doch so schön."

„Ja, es ist die Schönheit eines Sonnenunterganges über einen Friedhof mit eingesunkenen Kreuzen und halb von Moos überwachsenen Steinen. Es ist die Schönheit eines Mädchens, dessen dunkle Augen in einem Lichte glänzen, das viel zu magisch ist für diese prosaische Welt. Es ist, mit einem Worte, die Schönheit des Todes, und das volle energische Lebensgefühl hat Grauen vor dieser Schönheit."

„Aber ich hasse das Leben — wohin führt dieser Pfad, der hier rechts von dem Wege an der Felsenwand entlang führt?“

„Auch hinauf auf den Gipfel. Aber er ist nur für den betretbar, der gänzlich frei von Schwindel ist.“

„Lassen Sie uns diesen Pfad gehen!“

„Um alles in der Welt nicht.“

„Glauben Sie, daß ich das Leben hassen könnte, wenn ich mich vor dem Tode fürchtete? Kommen Sie!“

Und Mrs. Durham schritt den schmalen Pfad voran. Ueber ihnen erhob sich die Felswand lothrecht, unter ihnen fiel sie, viele hundert Fuß tief, lothrecht hinab. Sven war in früheren Jahren hier oft gegangen; er hatte nie eine Anwandlung von Schwindel verspürt; heute schnürte ihm unsägliche Angst die Brust zusammen, nicht für sich, für das schöne, wunderbare Wesen, das da, wenige Fuß von ihm entfernt, leicht und sicher über die Steinblöcke schritt, von denen jeder einzelne sie in die Tiefe reißen konnte. Als sie die gefährliche

Strecke ungefähr halb zurückgelegt hatten, wendete sich Mrs. Durham um.

„Sie sehen blaß aus, Herr von Tissow," sagte sie, und es schwebte etwas wie ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen. „Fürchten Sie sich?"

„Ich mich? nein. Aber Sie wissen, daß eine Gefahr, die man selbst heiteren Muthes erträgt, schauerlich wird, wenn sich ihr Jemand aussetzt, der —"

„Nun, der —"

„Bitte, gehen Sie weiter; die Strecke ist gleich zu Ende. Nur noch um diese Ecke; es ist die schlimmste Stelle; halten Sie sich am Felsen fest, und sehen Sie nicht nach rechts in den Abgrund!"

Mrs. Durham schritt weiter, blieb genau an der von Sven bezeichneten Stelle stehen, und blickte, die Arme über der Brust verschränkend, in die Tiefe. Der Wind, der hier auf dieser luftigen Höhe freies Spiel hatte, wehte mit ihrem Gewande und peitschte den weißen Schleier ihres Hutes wie eine Flagge.

„O, hier ist es schön," rief sie. „Hier fühlt man, daß die schwere Bürde des Lebens doch auch federleicht ist; fühlt, daß man sie abschütteln kann, wie eine seidene Flocke. O, wie das herrlich ist!

Dies ist der glücklichste Augenblick, den ich seit langer, langer Zeit gehabt habe!“

Ihr Blick richtete sich mit einer Art von Gier in die Tiefe. Ihr Busen wogte. Sie zog den einen Handschuh von der Hand und warf ihn hinab, als wollte sie dem Tod ein Pfand hinschleudern, um das er mit ihr kämpfen könnte.

Sven konnte den Anblick nicht länger ertragen. Er umfaßte die schöne Gestalt mit starkem Arm und zog sie um die Ecke herum, einige Schritte, bis er die kleine Platte erreichte, auf welche dieser Felsenpfad mündete. Hier ließ er sie aus seinen Armen und sagte:

„Verzeihen Sie! ich vermochte dieses Spiel mit der Gefahr nicht länger mit anzusehen. Ich wußte, daß ich mir durch diese Kühnheit Ihren Unwillen für immer zuziehen könnte, aber ich wollte das immer lieber, als Sie vor meinen Augen in den Abgrund stürzen sehen.“

Cornelie hatte, während Sven zu ihr sprach, die Augen mit einem unerklärlichen Ausdruck auf ihn geheftet, regungslos dagestanden, nur daß ein leichter Schauer, wie ein Fieberanfall, durch ihren

Körper zu zucken schien. Die dunklen Augen wurden noch dunkler, noch glänzender, und aus den dunklen Augen rollten zwei helle Thränen, denen bald andere und andere folgten. Sie wandte sich ab, setzte sich auf einen der großen, moosbewachsenen Steine, die hier und da auf dem Boden lagen, drückte ihr Gesicht in ihr Tuch und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus, von dem ihr ganzer Körper krampfhaft geschüttelt wurde.

Sven's Bewegung war kaum geringer. Sein Herz war von Mitleid und Liebe zum Ueberfließen voll. Er warf sich vor der Weinenden auf die Knie; er suchte ihre Hände zu erfassen; er bat, er beschwor sie, ihm zu sagen, daß er sie nicht beleidigt habe. „O, weinen Sie nicht! weinen Sie nicht so!“ rief er, „dies ist noch fürchterlicher, als Sie am Rand des Abgrundes stehen zu sehen!“

„Lassen Sie mich weinen!“ schluchzte die schöne Frau, „Sie wissen nicht, welche Wohlthat diese Thränen für mich sind.“

Sie wurde allmälig ruhiger; ihr Körper bebte nicht mehr, aber noch immer flossen ihre Thränen, wie ein Quell, der endlich die Schranken, die ihn

hemmten, durchbrochen hat. Sven blickte sich ängstlich um, ob nicht eines Lauschers Ohr, eines Spähers Auge das Geheimniß dieses Auftritts entweihen könnte. Aber seine Besorgniß war unnöthig. Nach der Seite, von der sie gekommen waren, schiebt sich die Felswand wie ein Riegel vor, nach der andern Seite leitet der Pfad, rauh, mit Blöcken übersäet, kaum erklimmbar, durch dichtes Gebüsch weiter hinauf; hinter ihnen, lothrecht, ragt wol noch zweihundert Fuß und drüber, die steinerne Felsenmauer, die auf ihrer Krone die Burgruine trägt. Wenn man gerade über sich hinaufblickt, kann man sie eben noch, von dem tiefblauen Himmel scharf sich abhebend, erblicken. Die Platte, auf der sich Sven und Mrs. Durham befanden, ist wie eine letzte Stufe für den Fuß eines Riesen, der die steile Felsentreppe emporklimmt; groß genug, um sich auf ihr vollkommen sicher zu fühlen und doch so winzig klein in Verhältniß mit den gewaltigen Dimensionen rings umher, daß man in freier Luft zu schweben scheint. Nach vorn und nach den Seiten ist der Blick unbegrenzt. Unmittelbar unter uns fluthet der Strom, man glaubt einen Stein auf das Deck

des Dampfers schleudern zu können, der mit ungeheurer Geschwindigkeit zu Thal schießt und weil man Meilen mit dem Blick umspannen kann, kaum von der Stelle zu kommen scheint. Nach rechts verfolgt das Auge den Lauf des sich in majestätischen Windungen hinschlängelnden Flusses durch die weite Ebene bis zu der „heiligen Stadt“ an seinem Ufer; nach links ruht der Blick in der Nähe mit Entzücken auf der herrlichen Landschaft, wo Fluß und Insel und Ufer, Stadt und Dorf, grüner Weinberg und brauner Fels in wunderbarer Harmonie zu dem lieblichsten Bilde zusammentreten, das, über den engen Rahmen der Ufer hinauswachsend, in mächtigen Hügelwellen weiterschwillt, bis es am Horizont von blauen Bergen eingerahmt wird.

Wie still es ist rings umher! Das Geräusch der in das Wasser peitschenden Räder des Dampfers dringt nicht hinauf bis zu dieser Höhe. Drüben am Ufer bemerkt man die Pygmäengestalt eines Jägers. Er feuert auf ein Wild, das vielleicht aus dem Röhricht aufflatterte — man sieht deutlich das blaue Säulchen des Pulverrauchs — aber man hört nichts — nichts, als das Schwirren der Insecten

in den Brombeersträuchen, die überall um uns her zwischen den Felsblöcken emporwachsen — das, und den lustigen Schrei des Falken, der hoch über uns, und hoch selbst noch über der Ruine, seine Kreise in den blauen Lüften zieht.

Sven sah nichts von diesem einzigen Bilde; er kniete vor der schönen Weinenden; er hielt eine ihrer Hände in der seinen; er sprach zu ihr gute, milde Worte, wie sie, dem Menschen selbst kaum bewußt, aus dem Herzen unerschöpflich quillen, wenn es von Liebe und Mitleid in seinem tiefsten Grunde erregt ist.

„Ja, weinen Sie, weinen Sie," sagte Sven, „es ist besser so, viel besser, als die stumme Qual, die Ihnen das Herz zusammenschnürt und wie eine Märtyrerkrone auf Ihrer schönen Stirne liegt. Habe ich selbst doch noch heute Nacht Ihnen nichts Besseres zu wünschen gewußt, als Thränen: Ja, weinen Sie, weinen Sie! und wenn die finstere Wolke, die über Ihren Augen ruhte, weggethaut ist, dann wird Ihr Blick wieder klar werden, und Sie werden erkennen, wie reich das Leben trotz alledem und alledem ist und wie schön die Welt."

Cornelie hatte das Tuch von den Augen genommen. Die Thränen hatten jede Spur von Härte und Stolz aus ihren schönen Antlitz gewischt, es war weich und mild, wie eines Kindes Antlitz. Ihr Auge vermied nicht Sven anzublicken; es sah ihn nicht; es ruhte voll und groß in der duftigen Ferne, als dämmere dort das Glück herauf, von dem die Stimme an ihrer Seite prophetisch sprach.

„Und wenn," fuhr Sven fort, und seine Stimme bebte „wenn Sie eines Freundes bedürfen, der nur den einen Wunsch hat, Sie glücklich zu wissen, der Alles daran setzen würde, Sie glücklich zu machen — o, so vertrauen Sie mir! Ich denke nicht an mich; ich will kein Glück für mich; und wenn mir in diesen Stunden ein solches Glück vorgaukelte, so war es ein Traum, der ausgeträumt ist. Eine Stimme in meinem Herzen sagt mir, daß ich Ihr guter Engel werden kann, wenn ich mit reinem Willen nach diesem hohen Ziele strebe. O, kein Priester hat je das Allerheiligste seines Tempels so behütet, wie ich Ihr Glück behüten und beschirmen will."

„Mein Glück?" sagte Cornelie, und ein weh-

müthiges Lächeln spielte um ihre Lippen. „Mein Glück? wo ist es? was ist es? weiß ich es doch selber kaum. — Lassen Sie uns weiter gehen!“

Sie erhob sich und ging schweigend ein paar Schritte.

„Herr von Tissow,“ sagte sie, plötzlich wieder stehen bleibend.

Sven wandte sich.

„Geben Sie mir Ihre Hand!“

Sven ergriff die schöne Hand und wollte sie an seine Lippen ziehen.

„Nein, nein! nicht! ich bin dieser Huldigung nicht werth. Und dann: Sie sind ja mein Freund! Nicht wahr, Sie sind es? Sie wollen es sein?“

„Ja.“

„Ich danke Ihnen! o, wie sehr, wie sehr danke ich Ihnen!“

Sie drückte seine Hand mit inniger Wärme.

„Nun kommen Sie! Lassen Sie uns zu den Anderen zurückkehren.“

Von der Felsenspalte windet sich nach der andern Seite der Pfad durch dichtes Gebüsch steil in die Höhe. Er ist beschwerlich, aber ohne Gefahr zu

gehen. Sven half Mrs. Durham über die schlimmsten Stellen hinweg, ein paar Mal mußte er ihr die Hand reichen, um sie empor zu ziehen. Aber gesprochen wurde kein Wort. Ehe Sven und die schöne Frau sich von ihrer Erschütterung so weit erholen konnten, um der Rede wieder mächtig zu sein, hatten sie schon die Höhe erreicht und traten aus den Büschen hinaus auf den freien Platz vor dem Gasthause, das auf dem Plateau unterhalb des eigentlichen Gipfels des Berges, der die Ruine trägt, erbaut ist. Hier fanden sie die Gesellschaft in so großer Unruhe, daß ihr Kommen kaum bemerkt wurde. Das kleine widerspänstige Pferd des Privatdocenten hatte sich, kurz bevor man auf der Höhe angelangt war, ganz plötzlich eines Andern besonnen und war mit seinem unglücklichen Reiter, der sich krampfhaft in den Mähnen festhielt, den Weg, den es gekommen war, zurückgaloppirt. Niemand hatte das scheue Thier aufzuhalten vermocht; einige der Reiter hatten sich sofort aufgemacht, den Flüchtling zu verfolgen. Man wußte nicht, ob es ihnen gelingen werde, ihn einzuholen und fürchtete, der Docent werde ernstlichen Schaden nehmen. Die

junge Dame, deren romantische Grille die Veranlassung zu dem ganzen Unglück gegeben hatte, war sehr blaß; Benno suchte sie zu trösten, indem er der unmaßgeblichen Meinung war, der Docent werde ganz gewiß glücklich mit einem Arm- oder Beinbruch davon kommen. Da ertönte lustiges Geschrei den Weg herauf, und bald erblickte man die Reiter, welche dem Flüchtling nachgesetzt waren, in ihrer Mitte den Privatdocenten, der noch immer auf seinem widerspänstigen Pferde saß und nur der Sicherheit halber die Führung desselben zwei der jungen Herren anvertraut hatte, die das bissige kleine Thier am Zügel führten. Der Docent trug eine stattliche Krone von Eichenlaub, die ihm ein Spaßvogel statt des Hutes, welchen er bei seinem Sturmritt verloren, auf sein logisches Haupt gedrückt hatte. Die Damen klatschten bei diesem Anblick in die Hände, die Herren riefen Bravo! und die Dame mit den blonden Locken lispelte ihm, als er von seinem Renner, der voller Bosheit hinter ihm her schnappte, abgestiegen war, zu: „Du hast's erreicht, Octavio!“

VIII.

Es war Abend geworden. Man hatte das Gebirge durchstreift, neue Punkte entdeckt, sich verirrt, eine Brücke über einen Bach gebaut, eine Procession an sich vorüberziehen lassen, die Taschen voll Steine, Pflanzen und andere Merkwürdigkeiten gepfropft, die man nach und nach wieder wegwarf — mit einem Worte sich himmlisch amüsirt, zuletzt auf dem freien Platz vor dem Gasthause unter den Bäumen zu Abend gegessen und schließlich von der Ruine aus die Sonne untergehen sehen. Man hatte sich nicht beeilt, denn der Abend war herrlich, und man wollte im Mondenschein auf einem Boote nach der Stadt zurückfahren.

Als man indessen endlich wieder unten angekommen war und sich einschiffen wollte, fand es sich, daß die Gesellschaft zu groß war, um in einem Boote

fortzukommen und sich deshalb in zwei Theile theilen mußte. Dies verursachte eine nicht geringe Verwirrung. Es hatten sich allerlei Sympathien und Antipathien gebildet und die wollten jetzt berücksichtigt sein. Man zögerte, einzusteigen, weil man fürchtete von Denen getrennt zu werden, die man gern hatte, oder mit Andern zusammenzutreffen, die man nicht leiden konnte. Dazu kam, daß es in diesem Augenblick, wo die Sonne längst untergegangen war und der Mond noch hinter den Bergen stand, sehr stark dunkelte und Irrungen leicht möglich, ja fast unvermeidlich waren. Man lachte, scherzte, deliberirte hin und her und kam nicht aus der Stelle.

Endlich schlug Benno vor, zwei Parteiführer zu ernennen, die sich jeder eine Dame wählen sollten, die Damen sollten sich wieder Herren wählen, und so fort, bis die ganze Gesellschaft untergebracht sei.

Man ging lachend auf diesen Vorschlag ein, jeder suchte sich aus, wen er am liebsten hatte. Als die Reihe an Mrs. Durham kam, nannte sie Sven.

„Dacht' ich's doch“, sagte Benno ärgerlich bei sich, „oder vielmehr, dacht' ich es doch nicht, daß sie unvorsichtig genug sein würden, sich gegenseitig

zu wählen. Sven hätte es auch nicht gethan, aber diese Frauen, wenn sie einmal vom rechten Wege abkommen, rennen auch gleich querfeldein, so weit sie ihre Füße tragen. Wollen Sie nicht hier in der Nähe des Steuers Platz nehmen, gnädige Frau?"

„Ich danke," sagte Mrs. Durham; „ich ziehe es vor, vorne zu sitzen; wollen Sie mir Ihre Hand erlauben, Herr von Tissow? So! danke!" und sie setzte sich in die Spitze des Bootes, wo außer ihr nur noch Sven Platz hatte.

„Nun denn!" murmelte Benno; „was man nicht lassen kann, das soll man thun, wie die würdige Madame Schmitz zu sagen pflegt."

Die Boote stießen ab und ruderten in den Strom hinein. Allmälig verstummte das Lachen und Scherzen, als fürchte man die ambrosische Schönheit der Nacht durch diese Töne zu entweihen. Wer noch sprach, sprach flüsternd, die Meisten aber horchten schweigend auf das Plätschern des Wassers an dem Bug und die einförmige Musik der in gleichmäßigem Takt eintauchenden und sich wieder hebenden Ruder. Hinter dem Gebirge kam der Mond herauf und goß sein magisches Dämmerlicht

über Ufer und Strom. Ueberall schimmerte und flimmerte es, selbst die Tropfen, die von den Rudern perlten, erglänzten in seinem Licht.

Da rauschte es durch die Nacht, lauter und lauter; ein Licht erglänzte, heller und heller; es kam von dem Dampfer, der mit rasender Geschwindigkeit zu Thal fuhr. Noch einen Augenblick und er schoß an den Booten vorüber, die ihm ehrfurchtsvoll Platz gemacht hatten und trotzdem von den Wellen, die er aufgewühlt hatte, zum Entsetzen einiger Damen, tüchtig hin- und hergeworfen wurden. Im nächsten Augenblicke war das brausende Ungethüm schon weit entfernt und wieder hörte man nichts als das Rauschen des Kiels und das Plätschern der Ruder.

Da ertönte Gesang und Guitarrenspiel; es kam aus einem Boote, das soeben aus dem Dunkel des Ufers heraus in die Mondeshelle trat. Studenten waren es, die in einem der Uferdörfer gezecht hatten. Ihr Boot durchschnitt lustig die schimmernde Wasserfläche. Sie sangen mit geübten Stimmen:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Das leichte Boot mit den lustigen Gesellen überholte im Nu die schwerfälligen Fahrzeuge, in denen die Gesellschaft sich befand. Der Gesang kam jetzt aus größerer Ferne noch weicher und lieblicher herüber. Sie sangen:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin —
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Der Gesang verhallte und wieder hörte man nichts als das Rauschen des Kiels und das Plätschern der Ruder.

„Wie schön dies Alles ist," sagte Sven.

„Ja," erwiederte Mrs. Durham; „ich wollte es wäre minder schön."

„Weshalb?"

„Weil ich dann minder schmerzlich fühlen würde, wie todt und leer Alles in mir ist."

Sven und Mrs. Durham hatten, seit sie wieder zur Gesellschaft gekommen waren, während des ganzen Nachmittags und Abends sehr wenig mit einander gesprochen, obgleich sie sich stets eines in des andern Nähe gehalten hatten. Es ist eine Be-

merkung, die man häufig machen kann, daß in solchen Verhältnissen die ersten Schritte mit einer gewissen Kühnheit, mit einer souveränen Gleichgültigkeit gegen die Welt gethan werden, daß dann aber für längere Zeit ein Stillstand einzutreten scheint. Die Pforten zum Heiligthum der Liebe werden mit Ungestüm geöffnet, aber auf der Schwelle ergreift die Neophyten ein Zagen und Bangen. Und dann war Sven viel zu sehr Neuling in solchen Verhältnissen, als daß er auch nur daran hätte denken sollen, die Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, in unwürdiger Weise zu mißbrauchen. Er betete Cornelien an, aber seine Liebe war, was auch die Zeit aus ihr machen mochte, für den Augenblick glänzend rein, wie die hohen Sterne am Himmel. Er hatte nur den einen Wunsch, die schöne Frau glücklich zu sehen. Diesen Wunsch zu realisiren, wäre ihm kein Opfer, aber auch keins zu groß gewesen.

„Todt und leer?“ sagte er, „wie ist das möglich? Ein Geist, der so reich ist, wie der Ihre, ist nicht leer; ein Herz, das Thränen hat, wie ich Sie heute habe Thränen weinen sehen, ist nicht todt.“

„Sie halten mich für besser, viel besser, als ich bin. Ja, es gab eine Zeit, wo mein Herz reich war, überschwänglich reich — doch, das ist es nicht mehr. Ich habe gesehen, daß die Welt für die Liebe nur Spott und Hohn und im besten Falle kalte Gleichgültigkeit hat. Wozu also die kostbare Perle, die Keiner zu würdigen weiß? Wechseln Sie die Perle für einen Sack voll Kupferpfennige ein und vertheilen Sie die mit vollen Händen unter die Leute. Damit ist dem Menschen viel mehr gedient."

„Aber," sagte Sven; „ich finde nicht, daß Sie diesen Ihren Lebensregeln selber folgen. Im Gegentheil. Die banale Höflichkeit, die mit aller Welt gut Freund ist, scheint Ihnen verhaßter als Alles. Sie sind kalt und abstoßend, stolz, beleidigend stolz für den Pöbel."

„Weil ich der Heuchelei endlich satt geworden bin, weil ich die Menschen nicht für werth halte, ihrethalben sich so viele Mühe zu geben. Ich liebe Niemanden, Niemanden auf der weiten Welt, und so will ich auch nicht die Maske der Liebe tragen."

„Sie lieben Niemanden? auch nicht Ihre Kinder?"

„Lieben sie denn mich? würden sie sich nicht binnen vierundzwanzig Stunden trösten, — was sage ich! würde es sie überhaupt nur traurig machen, wenn ich mich hier jetzt über Bord stürzte? Bewahre! Sie würden kaum nach mir fragen, und sich sofort beruhigen, wenn man Ihnen einen Pony oder eine Puppe verspräche."

„Aber das ist Kinderweise, und man darf sich darüber nicht wundern. Wir lieben die Kinder, nicht, weil sie uns lieben, sondern weil sie unserer Liebe so bedürfen."

„Meine Kinder bedürfen meiner Liebe nicht," sagte Mrs. Durham. „Sie sind ja reich; sie werden in ihrem Leben stets über hundert Hände verfügen können."

„Aber auch über ein Herz, das sie liebt? O, ich wollte, Sie hätten meine Mutter gekannt. Die hätte Ihnen Alles sagen können, was ich sagen möchte, und theils nicht zu sagen wage und theils nicht zu sagen weiß."

„Sie haben Ihre Mutter recht geliebt?"

„Und sie mich. Ich weiß, was eine Mutter ihrem Kinde, ja, was selbst ein Kind seiner Mutter

sein kann. Meine Mutter war unglücklich, wie Sie, ob aus demselben Grunde, — ich weiß es nicht, will und darf es nicht wissen. Sie hatte meinen Vater geliebt, so sehr, daß sie die Schranken, welche die Gesellschaft unsern Leidenschaften zieht, kühn durchbrach, daß sie ihren guten Ruf, ihre Ruhe, daß sie Alles für ihn aufs Spiel setzte. Und die Unglückliche verlor das Spiel. Der Gewinn stand mit dem Einsatze in keinem Verhältniß."

„Ihr Vater war Ihrer Mutter nicht werth?" fragte Mrs. Durham und ihre Stimme zitterte.

„Wenn Sie mich fragen: nein!"

„Vielleicht war er gar niedrig geboren — doch nein, das kann nicht sein; Sie tragen ja seinen Namen; aber er war arm? bettelarm? nicht?"

„Nein, im Gegentheil: er war reich nach unsern Begriffen. Die äußere Lage meiner Mutter wurde durch diese Heirat, in der Folge wenigstens, viel glänzender, als sie vorher gewesen war."

„O, so war die Partie doch nicht so ungleich gewesen. Aber nehmen Sie an, Ihr Vater wäre so arm gewesen, wie er leer an der echten Liebe war; arm, aus niedrigem, vielleicht sogar verachtetem

Stande und Ihre Mutter hätte täglich und stündlich nicht blos ihr Herz, sondern auch ihren Stolz beleidigt gesehen. Wie würde sie das ertragen haben?"

„Nicht schwerer, als das Gegentheil. Ein solcher äußerer Umstand würde nie einen Einfluß auf meine Mutter haben ausüben können. Ihre Liebe hätte dergleichen Armseligkeiten verzehrt, wie Feuer Spreu."

„Ich glaube es," erwiederte Cornelie; „ein Weib kann sich über das Alles wegsetzen, wenn sie nur lieben darf, wenn sie nur wieder geliebt wird. Aber ein Mann? glauben Sie, daß auch ein Mann Alles so heroisch seiner Liebe opfern könnte? vergessen könnte, daß das Weib seiner Wahl arm ist, niedrig geboren ist, daß er sie aus dem Staube auflas, daß — o, nie, nie! das vergißt kein Mann! Und wenn er über Alles sich hinwegsetzt, so wird er sich doch nie überreden können, daß ein solches Weib wirklich lieben kann. Sie hat ihm ja keine Opfer gebracht, kein einziges. Ohne Opfer ist keine Liebe; an den Opfern erkennt man die Liebe. Wie soll er denn an Liebe glauben?"

Sven wußte nicht, was er antworten sollte. War die Situation, wie sie Mrs. Durham zuletzt schilderte, ihre eigene? Er fühlte den Boden unter seinen Füßen so unsicher, daß er keinen Schritt weiter zu gehen wagte.

So saß er denn schweigend, und suchte in dem bleichen Gesichte der schönen Frau die Lösung der Räthsel zu lesen, ohne daß ihr Mund zu sprechen nöthig hätte. Aber der fahle Mondenschein war kein günstiges Licht für dieses Studium; er schien den Schleier des Geheimnisses nur immer dichter zu weben. Unsägliche Trauer erfüllte Sven's Herz. Die ambrosische Schönheit der Nacht hatte für ihn ihren Zauber verloren; die schöne weite Welt war für ihn versunken, all' sein Denken, all' sein Fühlen concentrirte sich in dem einen Interesse für die unglückliche Frau an seiner Seite.

Mrs. Durham schien ebensowenig im Stande, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen. Sie blickte starr in die blaue Dämmerung hinein. Dann wandten sich ihre Augen auf Sven; sie sah ihn lange schweigend an, während seine Augen forschend und traurig auf ihr Antlitz geheftet waren.

„Sie sind gut!“ sagte sie, „so gut! Denken Sie nicht an mich! Mir ist doch nicht zu helfen.“

„Wenn ich das glaubte, so möchte ich nicht länger leben.“

Er ergriff ihre herabhängende Hand. Sie versuchte nicht, sie ihm wieder zu entziehen. So saßen sie, Hand in Hand, still, in sich versunken, bis die Lichter der Stadt sich in dem Wasser spiegelten, und die Boote ganz in der Nähe von Durham's Villa in einer kleinen Bucht knirschend auf den Sand des Strandes fuhren.

„Wir sind angekommen,“ sagte Mrs. Durham, ihre Hand aus der seinen ziehend. „Gute Nacht! Nicht wahr, ich sehe Sie morgen?“

Sven empfahl sich nicht bei der übrigen Gesellschaft. Er mochte mit Niemanden sprechen, er mochte Niemanden die Hand reichen. Er ging, ohne sich umzusehen, eilenden Schrittes die Straße, die vom Ufer zu seiner Wohnung führte, hinauf.

Plötzlich berührte Jemand seine Schulter.

„Weshalb so eilig, carissime?“ sagte eine Stimme.

Es war Benno.

„Wir haben uns ja eigentlich den ganzen Tag nicht gesprochen," fuhr er fort. „Wollen wir nicht noch gemeinschaftlich einen Schoppen ausstechen?"

„Nein."

„Kurz und bündig, man könnte sagen: grob. Ist dies der Mann, der für mich bis jetzt als ein Muster der Höflichkeit und des guten Betragens vorleuchtete? O, Sven, Du gefällst mir nicht."

„Um so besser ist es, wenn wir uns trennen; gute Nacht!"

„Höre Sven," sagte Benno, stehen bleibend und Sven bei einem Knopfe seines Rockes festhaltend, „der Augenblick, Dir den Text zu lesen, ist vielleicht nicht günstig gewählt; aber ich muß es doch thun, weil mir periculum in mora zu sein scheint."

„Ich bin in der That nicht aufgelegt, heute Abend noch viel zu hören;" sagte Sven.

„Scheint so," erwiederte Benno; „ich will deshalb auch die herrliche Predigt, die ich Dir halten wollte, ungepredigt lasse und mich auf einfache Thatsachen beschränken. Thatsache aber ist, daß Dein Benehmen gegen Mrs. Durham und vice versa

allgemein auffällt, daß die Gesellschaft hinter eurem Rücken die allerliebsten Grimassen schneidet; daß Mr. Durham eben so wenig blind ist, wie ich, oder ein Anderer und deshalb zu vermuthen steht —"

„Du wolltest Dich auf Thatsachen beschränken."

„Sapienti sat! ich glaubte, Du wärest der Weisen Einer; aber ich sehe, Du bist der Thorheit nicht weniger unterthan, als Andere und vielleicht noch mehr, weil Du Dich von Deiner Weisheit beschützt wähnst. Sven, Sven! Du glaubst auf der graden Straße zu reiten, und galoppirst querfeldein, daß einem Hören und Sehen vergeht. Du glaubst —"

„Du fängst schon wieder an zu predigen. Gute Nacht!"

„Ich wünsche Dir ein Gleiches, obgleich ich vermuthe, daß mein Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird;" rief ihm Benno nach.

„O, diese Liebe, diese Liebe," philosophirte Benno, während er allein seinen Weg fortsetzte; ich wollte, ich könnte ein Radicalmittel dagegen erfinden, und Sven davon morgen eine tüchtige Dosis in seine Suppe mischen. Hm, Hm! Die ganze

Sache würde mir ungeheuren Spaß machen, wenn sie nicht so verdammt ernsthafte Seiten hätte. Dieser Sven, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist so eigensinnig, wie ein verzogener Junge, der er nebenbei im Grunde auch ist; diese Mistreß Cornelia scheint mir eine höchst gefährliche Dame, die mit dem kleinen Finger die ganze Hand und den ganzen Kerl dazu nimmt; und mein sehr ehrenwerther Freund, ihr Gemal, ist nicht der Mann, ungestraft mit sich spielen zu lassen. Was ist dabei zu thun? Hm, hm! im „Wilden Manne" ist noch Licht. Das trifft sich gut. Ich will mir die Sache doch einmal bei Licht besehen und einen Schoppen Walportsheimer dazu trinken.

IX.

Es war seit diesem Abende ungefähr eine Woche verstrichen. Sven und Benno waren fast tägliche Besucher in Mr. Durham's Villa gewesen. Aber sie kamen und gingen meistens zu verschiedenen Zeiten und verfolgten offenbar bei ihren Besuchen sehr verschiedene Interessen. Benno war in seiner Eigenschaft als Arzt oft schon des Vormittags dort; Sven war bis jetzt nur immer des Abends da gewesen, wenn noch anderer Besuch zu erwarten stand. Benno wußte schon im ganzen Hause Bescheid und ging meistens direct in Mr. Durham's Zimmer, um mit ihm zu experimentiren oder eine Cigarre zu rauchen und wissenschaftliche Gespräche dabei zu führen; Sven kannte nur die Gesellschaftsräume und eigentlich nur den Salon mit der Terrasse davor. Der Abend brachte stets ein oder den andern Be-

such. Der Amerikaner fehlte nie: er hatte schon vor acht Tagen abreisen wollen, aber jeden Tag einen neuen Grund entdeckt, der ihn nöthigte, seine Abreise noch um vierundzwanzig Stunden aufzuschieben. Sven kam es vor, als ob für Mr. Curtis der Theetisch von Mrs. Durham dasselbe war, was das Licht für die Motte ist. Sven haßte Mr. Curtis. Auch der Privatdocent und die junge Dame mit den blonden Locken kamen häufig, letztere in Begleitung ihrer Mutter, einer gelehrten kleinen Professorswitwe, die alle möglichen lebenden Sprachen kannte und auch eine oder die andere todte. Außerdem verschiedene Engländer, besonders junge, die sich Studirens halber — wie die Phrase lautet — in der Universitätsstadt aufhielten, ihre Zeit indessen vorzugsweise mit Fischefangen, Segeln, Rudern auf dem Strom und anderen der Gesundheit zuträglichen Vergnügungen verbrachten. Auch Mr. Smith nebst Frau und vier Töchtern, von dessen Antecedentien Madame Schmitz so schauerliche Dinge erzählt hatte, und der, wie Sven jetzt erfuhr, ein stiller Countrygentleman war, welcher sich, um seinen etwas derangirten Vermögensver-

hältnissen wieder aufzuhelfen, auf dem Continent aufhielt, und während seines ganzen Lebens wahrscheinlich keinen Menschen hatte hängen sehen, geschweige denn fünfhundert, wie Madame Schmitz behauptete, selbst aufgehängt hatte.

Wenn Sven auf der einen Seite diesen Zusammenfluß von Menschen, welchem sich Mrs. Durham in ihrer Eigenschaft als Wirthin doch immer einigermaßen widmen mußte, sehr übel empfand, so mußte er auf der andern Seite der Gesellschaft dankbar sein, da sie ihm Gelegenheit verschaffte, sich mit der angebeteten Frau, und war es auch manchmal nur auf Minuten, ungestört zu unterhalten. In diesen Abendgesellschaften herrschte, wie es in englischen Häusern Sitte ist, nicht der mindeste Zwang. Jeder durfte sich als Glied der Familie betrachten; kam, wann er wollte, ging, wann er wollte, und that während seiner Anwesenheit ebenfalls was er wollte: las, zeichnete, spielte Clavier, blätterte in Kupferstichsammlungen, unterhielt sich, schwieg, war heiter oder melancholisch, wie er mochte oder konnte. Da die Thür nach der Terrasse fortwährend offen stand, so galt dieselbe als ein Theil der Gesellschaftsräume

und es hatte nichts besonderes Auffallendes, daß Sven und Mrs. Durham manchmal längere Zeit daselbst auf- und abpromenirten, oder auf die Balustrade gelehnt über den im Abendlicht erglänzenden Fluß nach dem Gebirge schauten. Saß doch manchmal die ganze Gesellschaft draußen und wandelten der Privatdocent und die junge Dame mit den blonden Locken manchmal noch länger im eifrigsten Gespräch an der Thür vorüber.

Und dann war die Terrasse ein Lieblingsort der Kinder, die für Sven eine große Liebe gefaßt hatten, und fortwährend Geschichten erzählt haben wollten. Besonders des Abends, wenn die Lichter im Salon angesteckt waren und der Fluß so rosig leuchtete, und einzelne Sterne aus dem tiefblauen Himmel hervorschimmerten. Dann kamen sie und baten und baten, bis er sich zu ihnen hinsetzte. Kitty kletterte in dem Eifer des Hörens auf seinen Schooß, Edgar schmiegte sich auf der andern Seite an ihn und blickte mit seinen großen träumerischen Augen zu ihm empor, während er die herrliche Geschichte erzählte von dem Grafen, der seine drei Töchter an die drei Ungethüme verkaufte, die hernach

die schönsten Prinzen von der Welt waren; von Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen; vom Aschenbrödel und Allerleirauh, und, wenn die deutsche Märchenwelt dem abenteuerlustigen Edgar zu einfach war, die Geschichte von Sindbad, dem Seefahrer, von Abdallah, dem Kaufmann, und von Harum al Raschid, dem herrlichen Kalifen von Bagdad. — Dann kam Mrs. Durham wol und setzte sich ganz still in die Nähe und hörte zu.

„Wie kann Sie das nur interessiren?“ fragte Sven.

„Mir hat, als ich ein Kind war, Niemand Märchen erzählt,“ erwiederte sie. „Das Alles muthet mich so wunderbar an, als hätte ich es schon erlebt oder geträumt, oder doch gelesen wenigstens. Und doch kann es nicht sein; wir haben in England keine so schöne Märchen.“

„Sind Sie denn keine Deutsche?“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte Mrs Durham und der Ton ihrer Stimme drückte nicht geringes Erstaunen aus.

Sven gerieth einigermaßen in Verlegenheit. Er verdankte die Nachricht von Cornelien's deutscher

Abstammung der sehr trügerischen Quelle von Madame Schmitz' Mittheilungen, die sich nun schon so oft als Märchen erwiesen hatten.

„Ich weiß nicht, wie ich darauf gekommen bin," antwortete er; „vermuthlich, weil Sie so vortrefflich Deutsch sprechen."

„Aber Mr. Durham spricht es nicht schlechter."

„Doch; er macht Fehler, die ich nie von Ihnen gehört habe."

„Vielleicht ist mein Sprachtalent größer. Und dann bedenken Sie doch: wir sind schon zweimal in Deutschland gewesen, das erstemal fast drei Jahre lang. Da ist es kein Wunder, daß wir Alle einen etwas deutschen Anstrich haben."

Mrs. Durham sagte dies mit einer gewissen Lebhaftigkeit, als habe es ihren englischen Stolz verletzt, nicht für eine Engländerin gehalten zu werden. Sven mußte jetzt selbst lächeln, daß er den phantastischen Erfindungen seiner Wirthin so unbedingten Glauben geschenkt hatte. Er mußte sich doch selbst sagen, daß so gleichmäßig ruhig, so vornehm kalt, wie Mrs. Durham stets in Gesellschaft sich zeigte, nur eine Engländerin sein konnte,

und wenn, wie es häufig geschah, englisch gesprochen wurde, erschien Mrs. Durham's deutsche Abstammung erst recht aus der Luft gegriffen.

„Verzeihen Sie," sagte er; „es war mir ein lieber Gedanke, Sie für eine Deutsche halten zu dürfen. Ich liebe mein Vaterland über Alles und möchte deshalb gern, daß Alles, was gut und schön ist, aus Deutschland stammte."

„Würden Sie nie eine Ausländerin heiraten?"

„Ich werde niemals heiraten."

„Wenn Sie nicht heiraten, wer soll es denn?"

„Weshalb ich mehr, als Andere?"

„Weil Sie liebreicher und deshalb auch liebebedürftiger sind, als die Meisten."

„Woher wissen Sie das?"

„Wäre ich eine Frau, wenn ich dergleichen nicht wüßte?"

„Und wenn Sie sich nun doch irrten?"

„Das ist unmöglich."

„Aber ich hasse die Ehe."

„Warum?"

„Weil sie die Menschen unglücklich macht."

„Vielleicht liegt das nur an den Menschen und

nicht an der Ehe;“ erwiederte Cornelie. „O, ich kann mir eine Ehe denken — aber freilich, denken kann man viel! Man sollte gar nicht denken. Das Denken macht uns traurig und krank. Denken wir also lieber nicht, oder denken wir nur daran, wie wir uns morgen amüsiren wollen.“

Sie sprach das mit düsteren, traurigen Augen, aber mit einem beinahe leichtfertigen Tone, der Sven häßlich durch die Seele schrillte. Es fielen ihm der Ophelia Worte ein: „O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!“

Es war seit dem Tage, wo die Gesellschaft im Gebirge gewesen war, eine Veränderung mit Mrs. Durham vorgegangen. Sie hatte die gleichmäßige kalte Ruhe, hinter welcher sie früher, wie hinter einer undurchdringlichen Maske, Alles barg, was in ihr vorging, verloren. Sie war weicher und mittheilsamer geworden; sie gab sich ersichtlich Mühe, an dem, was um sie her geschah, Theil zu nehmen. Sie war in ihrem Betragen gegen Mr. Durham weniger abstoßend, oder genau ausgedrückt, nicht ganz so eisig höflich, wie früher; ja sie redete ihm ein paar Mal direct an, was Sven

in den ersten Tagen nie von ihr gehört hatte. Sie beschäftigte sich mehr mit den Kindern; sie ließ Kitty neben sich sitzen und lehrte sie die Sticknadel führen; sie interessirte sich für Edgar's Angelruthe und half Sven bei der Anfertigung eines colossalen Drachen. Dann aber kamen wieder Tage und Stunden, wo der alte Dämon sie wieder ganz und gar zu beherrschen schien, wo sie sich von dem Leben, wie von etwas Widerwärtigem, Unerträglichem finster abwandte und ihr Gesicht auf Momente den unheimlichen Ausdruck des Bildes trug.

Sven machte alle diese Wandlungen mit, wie der Schatten die Bewegungen seines Körpers. Seine Liebe für Cornelie war mit jedem Tage, mit jeder Begegnung nur stärker, inniger geworden. Er lebte nur für sie, er dachte nur an sie, er träumte nur von ihr; der Gedanke, dieses edle, schöne Geschöpf, das scheinbar so alle Anwartschaft zum Glücklichsein hatte und doch so unglücklich war, dem Leben, dem Glück zurückgeben zu müssen, war bei ihm zur fixen Idee geworden. Er fühlte wol, daß der Schwerpunkt der ganzen Frage in das Verhältniß von Mrs. Durham zu ihrem Gemal fiel; daß hier

der Knoten geschürzt sei, und hier sich lösen müsse. Dennoch war er über diesen Punkt, jetzt nach einer Woche, in welcher er die Gatten täglich zusammen gesehen hatte, nicht klarer, wie am ersten Tage. Er sah wol ein, daß, wenn er Vermittler zwischen den beiden Gatten werden wollte, er das Vertrauen des Mannes ebenso haben mußte, wie das der Frau. Dennoch that er nichts, um mit Mr. Durham in ein intimes Verhältniß zu treten. Benno hätte hier gute Dienste leisten können, denn Benno schien sich die Freundschaft des kalten Engländers wie im Sturm erobert zu haben; aber zwischen Sven und Benno war seit dem Abend der Fahrt in das Gebirge eine merkliche Entfremdung eingetreten. Benno kam wol noch zu Sven, aber sie vermieden, wie auf Verabredung, über Durhams zu sprechen. Wenn sie sich des Abends in der Villa trafen, so gingen sie sich aus dem Wege. Mr. Durham selbst behandelte Sven, ohne die kalte Höflichkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien, abzulegen, mit der größten Aufmerksamkeit; ja, es war Sven manchmal, als ob Mr. Durham geradezu ein Entgegenkommen seinerseits wünschte,

und als ob es nur sein Stolz nicht zuließe, sich offener um seine Freundschaft zu bewerben. Mr. Durham hatte ihm seine ausgezeichnete englische Bibliothek zur Verfügung gestellt; hatte ihn gebeten, bis sein Pferd angekommen sein würde, sich des seinigen zu bedienen, und als Sven einmal den Wunsch aussprach, in einem Boote auf den Rhein segeln zu können, wie er es oft auf seinem heimischen Meere gethan hatte, sich erboten, an der Partie Theil zu nehmen, und selbst für ein passendes Boot zu sorgen. Dennoch — und es ist dies ein Beweis, daß Leidenschaft die Todfeindin der Gerechtigkeit ist — dennoch redete sich Sven in eine Abneigung gegen Mr. Durham hinein, die um so größer wurde, je dringender des Engländers stets gleiches, würdiges Benehmen die entgegengesetzte Empfindung, zum mindesten Hochachtung zu heischen schien.

So standen die Sachen, als Sven eines Abends zu der gewöhnlichen Stunde einen Besuch in der Villa machte. Er fand Mrs. Durham mit den Kindern allein. Sie sagte, daß Mr. Durham mit Benno ausgegangen sei, jedenfalls aber bald wieder=

kommen werde, da er heute — es war ein Donnerstag, wo der Salon allen Bekannten geöffnet war — nicht wohl vom Hause fortbleiben könne. So setzte sich Sven und machte sich mit den Kindern zu schaffen. Edgar schleppte seinen Drachen herbei. Der Drache hatte ein böses Loch bekommen; Sven sollte ihn wieder zurechtflicken. Hernach wollte Kitty die Geschichte von dem „standhaften Zinnsoldaten," der sich in die hölzerne Puppe mit den rothen Backen verliebte, noch einmal hören. So verging wol eine Stunde, während Mrs. Durham auf dem Sopha saß und las, und nur von Zeit zu Zeit ein Wort in das Geplauder der Kinder hineinredete. Unterdessen war die Zeit herbeigekommen, wo die Kinder zu Bette gehen mußten; besonders Edgar, der wieder an seinem alten Husten litt. Sie wurden, nachdem sie natürlich gegen die Gewalt, die ihnen angethan wurde, energisch protestirt hatten, von Nancy, der alten englischen Dienerin, weggeführt und Sven und Cornelie waren allein; zum ersten Male wirklich allein seit der Scene auf dem Gebirge.

„Ich will auch, wie die Kinder, gute Nacht

sagen, obgleich ich wo möglich noch weniger Lust, wie sie, zum Fortgehen habe;" sagte Sven sich erhebend. „Es kommt heute Abend doch Niemand mehr. Das Wetter ist den guten Leuten zu schlecht."

Obgleich Sven aufgestanden war, schien er es doch nicht eben eilig zu haben. Er stellte sich an die Glasthür, die auf die Terrasse führte und heute geschlossen war und beobachtete den Zug der Wolken, die ein sausender Sturm über den Abendhimmel wälzte.

Cornelie erwiederte nichts, sie starrte noch immer in das Buch. Die Seite auf der sie las, mußte sehr schwer zu Verstehendes enthalten; sie hatte das Blatt seit einer Viertelstunde nicht mehr umgeschlagen.

Sven trat an sie heran.

„Gute Nacht!" sagte er.

„Gute Nacht!" erwiederte sie, ohne von dem Buche aufzublicken.

„Sie pflegten mir sonst, wenn ich ging, die Hand zu reichen;" sagte Sven nach einer Pause, in welcher kein Laut in dem Zimmer gehört wurde,

als das Tiktak der Pendule und das Klatschen der Regentropfen auf den Scheiben.

Cornelie reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht!“ wiederholte sie, aber noch immer war ihr Gesicht über das Buch gebeugt.

„Habe ich Sie erzürnt? Sind Sie mir bös, daß sie mich nicht eines Blickes würdigen?“

Sven erhielt keine Antwort, aber er sah, daß zwei große Tropfen auf das Blatt fielen.

Das war eine Antwort, die Sven ins Herz schnitt. Er vermochte nicht länger sich zu beherrschen. Er warf sich vor der Weinenden auf die Knie. Er nahm ihre Hand und küßte sie voll innigster Liebe.

„Gute Nacht, gute Nacht,“ rief er, „Du Einzige! gute Nacht für heute und für immer! Ich vermag diese stumme Qual nicht länger zu ertragen. Ich liebe Dich mit aller Kraft meiner Seele. Ich könnte jeden Blutstropfen in meinen Adern für Dich hingeben; aber Dich leiden zu sehen, ohne Dir helfen zu können — durch meine Anwesenheit vielleicht noch gar Dein Unglück vergrößern — das

kann ich, das darf ich nicht. Leb' wohl, leb' wohl, für heute und für immer!"

Er preßte ihre Hände noch einmal an seinen Mund und erhob sich, um fortzugehen.

„Nein, nein!" rief Cornelie, sich ebenfalls erhebend und die Hände bittend nach ihm ausstreckend; „nein! geh' nicht fort, Sven: Du bist ja der Einzige, der mich lieb hat auf Erden — was soll aus mir werden, wenn auch Du mich verläßt!"

„Ich kann Dir hier nichts nützen; ich kann weiter nichts, als mich in der Qual, Dich unglücklich zu sehen, verzehren. Und dies Gefühl ist wie ein böser Traum, wo man das Liebste vor seinen Augen ertrinken sieht und helfen will, und nicht von der Stelle kann. O, dies Dunkel, dies beängstigende Dunkel! Für einen Augenblick, für einen Augenblick nur Allwissenheit!"

Sven ging in der größten Aufregung im Zimmer hin und her, mehr zu sich, als zu der schönen Frau sprechend.

„Was wollen Sie wissen, Sven? ich will Ihnen Alles sagen, was ich sagen kann."

Sven blieb vor ihr stehen und sagte mit leiser Stimme:

„Hast Du Deinen Gatten je geliebt?"

„Ja."

„Und — hat er Dich je geliebt?"

„Ich glaube, ja."

„Und — liebst Du ihn — liebst Du ihn noch?"

„Ich liebe Dich."

Es war kaum vernehmbar dieses „Ich liebe Dich;" aber es erschütterte Sven wie ein Donnerschlag.

Er warf sich der schönen Frau zu Füßen; er ergriff ihre Hände, um sie mit Küssen zu bedecken.

Sie suchte, ängstlich fast, ihn emporzuziehen.

„Nein, nein!" rief sie; Du darfst nicht vor mir knien! Durch Deine Liebe lebe ich, bin ich erst! Wie kann der Schöpfer knien vor seinem Geschöpf?"

Sie küßte Sven auf die Stirn. Im nächsten Augenblick war sie aus dem Gemach verschwunden.

X.

Sven hatte umsonst die Arme nach der Enteilenden ausgestreckt. Wie ein Traumbild, schnell, ungreifbar, war sie entschwunden. Und wie ein Traum war ihm auch, was er in diesen letzten Minuten erlebt hatte. Er geliebt — geliebt von der Frau, die ihm wie eine Göttin, hoch und herrlich, unerreichbar fern erschienen war; das Siegel, womit sie ihr Bekenntniß geheiligt, noch heiß auf seiner Stirn fühlend — wie hatte er dies verdient? Ja, hatte er ein so hohes Glück nur erstrebt, gewollt? Hatte er sie nicht aus dem wogenden Meere, auf welchem das Schiff ihres Glückes trieb, retten wollen in den schirmenden Hafen? Und sah er sie jetzt nicht weiter als je von dem Ziele der Ruhe, der Sicherheit und des Friedens entfernt? Ging nicht Benno's Prophezeihung schon in Erfüllung? War

er nicht dem Räuber gleich, der sich, den köstlichen Schatz zu stehlen, in ein von dem Besitzer verlassenes Haus geschlichen hat? . . .

Er blickte verstört um sich. Die Stille in dem Gemache beängstigte ihn; er horchte auf das Tiktak der Uhr und auf die Regentropfen, die gegen die Fenster schlugen. . .

Würde Mrs. Durham wieder kommen? — Er hatte ihr so viel zu sagen — so viel! Er wollte ihr sagen, daß er kein Glück für sich erstrebe, welches sie mit Thränen und Reue, mit Opfern aller Art bezahlen müßte; daß er sie liebe, ja! innig, heiß liebe, daß der Gedanke, von ihr wieder geliebt zu werden, ihn mit Seligkeit erfülle — mit unendlicher Seligkeit, und doch auch wieder mit einer Wehmuth, einer Trauer, wie sie das Herz bedrückt, wenn wir um ein Ideal, an dem wir mit gläubiger Seele hingen, betrogen sind. — Er wollte ihr sagen — was nicht alles? — eine Welt — eine Welt, die ihm doch selbst ein halbes Chaos war.

Er hatte sich auf einen der Stühle geworfen und den fieberheißen Kopf auf die Hand gestützt. Er hatte vergessen, wo er war; vergessen, daß es

schicklich und gerathen für ihn sei, sich jetzt zu entfernen, daß der Dienerschaft sein Bleiben auffallen müsse. . .

So mochte er wol eine Viertelstunde gesessen haben, als er durch einen Schritt im Nebenzimmer aus seiner Träumerei aufgeschreckt wurde. Er hoffte, es werde Cornelie sein, und das Blut drängte sich zu seinem Herzen — noch einen Augenblick und — nicht Cornelie, sondern ihr Gatte trat in das Zimmer.

„Good evening, Sir! how do you do?“ sagte Mr. Durham, indem er an Sven vorbeigehend, ohne ihm, wie gewöhnlich, die Hand zu bieten, sich mit dem Rücken an den Kamin stellte, obgleich noch kein Feuer darin brannte.

„Ich danke, gut, und Sie?“ erwiederte Sven, ohne ganz genau zu wissen, was er sagte.

„Thank you, very well!“ sagte Mr. Durham.

Eine Pause trat ein, die von Seiten Sven's eine nicht wenig verlegene war. Seine Ehrlichkeit empörte sich gegen diesen freundschaftlichen Verkehr mit einem Manne, der, wenn er eine Ahnung der Wahrheit gehabt hätte, aus einem ganz andern

Tone mit ihm gesprochen haben würde. Er fühlte sich recht klein und erbärmlich in dieser Maske des Heuchlers, die er zum ersten Male in seinem Leben trug. Er warf einen prüfenden Blick auf Mr. Durham; es war ihm, als ob er auf dem Gesichte des Mannes sein Urtheil lesen müßte. Aber Mr. Durham's Antlitz war so ruhig und kalt, wie immer, vielleicht um eine Schattirung blasser wie sonst; indessen mochte das auch nur an der Beleuchtung liegen. Mr. Durham hatte noch immer seinen Platz in der halbdunkeln Ecke des Zimmers vor dem leeren Kamine nicht verändert.

„Where is Mrs. Durham?“ fragte er plötzlich.

„Sie war noch eben hier,“ erwiederte Sven, und die Worte blieben ihm fast in der Kehle stecken.

„Oh, so!“ sagte Mr. Durham.

Wiederum eine Pause.

„Ich glaube, wir werden heute Abend allein bleiben,“ begann Sven von neuem.

„Seems so!“ sagte Mr. Durham.

Abermals hörte man nichts als das Tiktak der Uhr und das Pochen der Regentropfen auf den Fensterscheiben.

„Wie stehts mit unserer Segelpartie?“ fing Sven, dem diese einsilbige Unterhaltung nachgerade unerträglich wurde, zum dritten Male an. „Haben Sie sich nach einem Boote umgesehen?“

„Oh yes; ich habe heute ein sehr schönes gekauft; nicht übermäßig groß, but strong and swift. I shall call it Mermaid. Very nice name, is it not?“ erwiederte Mr. Durham, wie er es oft that, englisch und deutsch durcheinander sprechend.

„Mermaid?“ sagte Sven; „o gewiß ein hübscher und passender Name. Wir sollten es heute einweihen. Es ist richtiges Nixenwetter.“

Sven hatte das in einem Tone gesagt, der scherzhaft sein sollte, und war deshalb nicht wenig verwundert, als Mr. Durham nach einer kleinen Pause so ruhig wie immer sagte:

„Well! shall we go?“

„Wohin?“

„Sagten Sie nicht, wir wollten die Mermaid heute Abend einweihen?“

In diesem Augenblicke rüttelte der Wind heftiger wie zuvor an den Jalousien vor den Fenstern; die Thür, die auf die Terrasse führte, sprang auf.

„An Wind wird es jedenfalls nicht fehlen;“ sagte Sven, noch immer es für unmöglich haltend, Mr. Durham könne im Ernste sprechen.

„Well“ sagte Mr. Durham, den Kragen seines Rockes in die Höhe schlagend, „then let us go.“

Er zog die Klingel und sagte zu dem eintretenden Diener:

„Mr. Tissow's great coat and hat!“

„Also ist es wirklich ihr Ernst?“ sagte Sven.

„Why not?“ erwiederte Mr. Durham, bedächtig seinen Rock zuknöpfend. „Wenn ich nicht irre, hatten Sie sich gerade einen stürmischen Tag gewünscht. Sie können nicht leicht einen passenderen finden.“

Der Diener brachte Sven's Sachen.

„Ich stehe zu Diensten,“ sagte Sven.

Sven wußte jetzt, daß Mr. Durham in der That nicht scherzte; er wußte, daß Mr. Durham die eben stattgehabte Scene beobachtet hatte und daß er jetzt, so oder so, Rechenschaft fordern werde, Genugthuung für die ihm widerfahrene Schmach. Svens Herz pochte, aber nicht vor Furcht, sondern von jener erwartungsvollen Ungeduld, mit welcher der

Muthige einer Entscheidung entgegengeht, die unvermeidlich ist. Er war entschlossen, dem Manne, gegen den er jetzt grimmigen Haß empfand, komme, was da wolle, in keinem Punkte nachzugeben; wenn es sein müßte, auf Tod und Leben mit ihm zu kämpfen.

Diese Gedanken durchzuckten sein Hirn, während er im düstern Schweigen Mr. Durham die Treppe der Terrasse hinab, wenige Schritte am Ufer entlang bis zu einem Orte folgte, wo eine kleine Einbucht eine Art von Hafen bildete.

Hier lagen stets mehre Boote, die von Fischern an Ruder- und Segellustige vermiethet wurden. Als sie sich den Booten näherten, rief sie ein Mann, der bei denselben Wache hielt, an.

„Ich bin es;“ sagte Mr. Durham.

„Ah, so! was wollen sie so spät, Mister?“

„Mein neues Boot. Wir wollen noch eine Stunde segeln.“

„Was?“ sagte der Mann; „heute Abend? es ist ja ein wahres Teufelswetter, Mister.“

„Gerade deshalb;“ erwiederte Mr. Durham.

„Es ist heute Abend gefährlich zu segeln, Mister.“

„Gerade deshalb."

Mr. Durham war in das Boot gestiegen — ein winziges Boot, das drei, höchstens vier Personen fassen konnte — hatte den kleinen Mastbaum in der Mitte aufgerichtet, das Segel zum Aufziehen zurecht gelegt —

„All right?" sagte Mr. Durham.

Sven war schon im Boot und hatte eine Stange ergriffen, um das Fahrzeug vom Ufer zu entfernen.

Das leichte Boot gehorchte willig dem Druck; Mr. Durham zog das Segel auf; das Fahrzeug neigte sich auf die Seite und schoß über die Wellen dahin.

„Na, so ein verrücktes Chor ist mir denn doch auch noch nicht vorgekommen;" sagte der Schiffer, ihnen nachschauend, „der Eine ist noch immer toller, wie der Andere. I nu! mir kann es gleich sein; das Boot ist bezahlt und gut bezahlt; wenn sie partout ersaufen wollen — es hat ja Jeder sein besonderes Vergnügen, wie der Teufel sagte, als er sich in die Nesseln setzte. Prrr! was das heute kalt ist, wie im November!"

Und der Mann nahm einen tüchtigen Schluck aus seiner Branntweinflasche, hüllte sich dichter in seine wollene Jacke und kroch wieder in die Kajüte, aus der ihn Mr. Durham und Sven aufgescheucht hatten.

Unterdessen hatten diese, seitdem sie das Ufer verlassen das unheimliche Schweigen noch immer nicht gebrochen. Mr. Durham saß am Steuer und hatte zugleich die Segelleine in der Hand; Sven saß vorn im Boot. Die Dunkelheit brach so schnell herein, daß es in wenigen Minuten beinahe Nacht wurde; immer drohender wälzten sich die schwarzen Wolkenmassen über den Himmel, immer schmaler wurde der schmale schmutzigrothe Streifen, der, als sie vom Lande stießen, den westlichen Horizont umsäumt hatte. Der Wind wehte nicht regelmäßig. Einmal ließ er so gänzlich nach, daß das Segel an den Mast klappte, das andere Mal brach er wieder mit solcher Heftigkeit hervor, daß das Boot sich tief auf die Seite neigte und mit unheimlicher Geschwindigkeit durch die siedenden Wasser schoß. In solchen Augenblicken fiel auch der Regen manchmal ziemlich dicht und vermehrte das Schauerliche der Situation. Da der

Wind gerade gegen den Strom wehte, so wühlte er tief das Wasser auf, das sich in reichlichem Sprühregen über das kleine Fahrzeug ergoß, während es, wie ein ungeduldiger Renner, in kurzen, heftigen Sprüngen in die krausen Wellen stampfte. Die Lichter, die in der Stadt hier und da schon angezündet waren, verschwanden in dem Maße, daß man sich von ihr entfernte, mehr und mehr. Das dunkle, niedrige Ufer war oft durch den sprühenden Regen gänzlich verhüllt — man hätte glauben können, auf offenem Meere sich zu befinden.

Plötzlich brach der Sturm mit neuer fürchterlicher Wuth herein. Das leichte Boot neigte sich auf die Seite und war in einem Nu halb mit Wasser gefüllt.

„Wir ertrinken, bei Gott!“ rief Sven, indem er sich mit einer unwillkürlichen Bewegung aus dem Vordertheile des Bootes nach dem Platze am Steuer stürzte.

„Zurück;“ rief Mr. Durham mit starker gebieterischer Stimme; „meinen Sie, Knabe, ich wüßte nicht, was ich thue? ein Druck meiner Hand und das Fahrzeug kehrt das Oberste zu unterst!

das wird demnächst vielleicht geschehen; aber zuvor wünsche ich noch ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Also sitzen Sie still und hören Sie mich an!"

Sven schämte sich der Regung von Todesfurcht, die ihn für einen Moment seiner Fassung beraubt hatte. Er ließ sich wieder auf seinem Platze nieder und sprach so ruhig, als er vermochte:

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Nur dies" erwiederte der Engländer; „daß Sie an mir gehandelt haben, wie ein Bube. Ich habe Ihnen die Gastfreundschaft meines Hauses geboten, Sie haben diese Freundschaft angenommen und während Sie lächelten und meine Hand drückten, haßten Sie mich und triumphirten heimlich über meine Blindheit und meine Schwäche. Ich hätte Ihnen mein Vermögen, das Leben meines Weibes, meiner Kinder anvertrauen können und Sie haben mir bewiesen, daß man bei Ihnen und Ihresgleichen Treue vergeblich sucht. Wissen Sie, Herr, was man in meiner Sprache einen Gentleman nennt, und was die Quintessenz eines Gentleman ist? Ehre, Wahrheit. Ihr Deutsche habt den Namen sowenig, wie die Sache."

Sven's Blut kochte, als sein Gegner so Beleidigung auf Beleidigung häufte. Daran zu denken, wie tödtlich er selbst den Mann gekränkt hatte, vermochte er in diesem Augenblicke nicht. Er hätte sich auf ihn stürzen, ihn mit den Händen erwürgen mögen; aber dann hätte er ihm nicht sagen können, was zu sagen ihm das Herz abdrückte.

„Sind Sie zu Ende?" rief er in wilder Hast; „nun denn, so hören Sie auch mich! Ich schleudre Ihnen jedes beleidigende Wort, das Sie mir gesagt haben, in die Zähne zurück! Sie wagen von Verrath, von Treubruch zu sprechen, den ich an Ihnen begangen haben soll? Ich habe die Gastfreundschaft verletzt! wohl! wie haben denn aber Sie gegen ein armes Mädchen gehandelt, das Ihnen in Ihr Haus folgte, vertrauend, daß Sie ihr Vater und Bruder und Gatte sein würden? Sie wollte nichts als Liebe — etwas Andres verlangt kein edles Weib — aber das war das Einzige, das Sie nicht zu geben hatten! Liebe! was weiß ein herzloser, kalter Egoist, wie Sie, von Liebe! Was haben Sie aus dem kostbaren Pfand gemacht, das in ihre plumpe, schnöde Hand gelegt wurde?

aus dem weichherzigen, hochsinnigen Mädchen ein innerlich gebrochenes Weib, das sich an seinem Stolz festklammern muß, um nicht zu versinken. Ich habe Ihnen geraubt, was Sie niemals besessen haben, zu besitzen niemals würdig waren. Ich habe es Ihnen geraubt und ich freue mich dessen! Was hilft es Ihnen, daß Sie, erbärmlicher Prahler mit Ehre und Treue, mich treulos hierher gelockt haben, damit ich ertrinke, wie ein Hund! lebend oder todt ist die Herrliche doch mein, und Sie haben sie verloren, ob Sie nun leben oder sterben."

Während Sven der Leidenschaft, die in seinem Herzen hämmerte und in seinen Schläfen pochte, diese halb wahnsinnigen Worte lieh, bemerkte er nicht, wie das Boot vor dem Sturm her mitten in den Fluß und in das Fahrwasser trieb, hörte er nicht, wie ein Brausen, das schon seit einigen Minuten durch die plätschernden Wellen und den klatschenden Regen dumpf herübergetönt, immer näher und näher kam; sah er nicht, wie ein rothes Auge durch den Nebel starrte; nicht, wie eine dunkle gewaltige Masse aus dem Nebel auftauchte und in fürchterlicher Eile auf sie zuschoß, bis der

Donner der in das Wasser peitschenden Räder des zu Thal sausenden Dampfers ihn aus seinem Wahnsinn aufschreckte und das rothe Feuerauge des Ungeheuers höhnisch auf ihn niederstarrte.

„Steuern Sie rechts, um Gotteswillen steuern Sie rechts!“ rief er aufspringend und auf Mr. Durham losstürzend.

„Wozu?“ sagte Mr. Durham. „Ich habe sie verloren, ob ich nun lebe oder sterbe; aber Sie, Sie sollen sie auch nicht haben.“

Und damit drückte er das Ruder auf die Seite, daß das leichte Boot unmittelbar in die Welle flog, welche der Dampfer im nächsten Augenblicke durchschneiden mußte. Und jetzt war das Ungeheuer da. Ein Stoß, ein Krach, ein wilder Schrei — Stop! das Brausen der von den nun still stehenden Rädern aufgewühlten Wellen — eine an dem schwimmenden Sven vorüberschießende dunkle Masse — ein Strick, der von Bord, auf gut Glück, hinabgeworfen wird, und ihm in die Hand fällt, die sich krampfhaft um das Werkzeug der Rettung schließt — kräftige Arme, die ihn an der pfeilschnell herab-

gelassenen Schiffstreppe in Empfang nehmen — und dann eine tiefe Vergessenheit, die sich wohlthätig über die durch den Graus der letzten Scenen bis zum Wahnsinn überreizte Seele breitet.

XI.

Sven war noch besinnungslos, als man ihn eine halbe Stunde später in seine Wohnung schaffte, und so fand ihn auch noch Benno, nach welchem Madame Schmitz in ihrer Herzensangst selbst gelaufen war. Benno war so erschüttert, daß er die ganze Kraft seines elastischen Geistes aufbieten mußte, um mit Festigkeit die Anstalten treffen zu können, welche Sven's Zustand erforderte. Als ein reichlicher Aderlaß zum mindesten die augenblickliche Gefahr gehoben hatte, überließ er den Freund der Pflege von Madame Schmitz und eilte die Uferstraße hinab, um Mrs. Durham, welche hoffentlich die Nachricht von der Katastrophe noch nicht erreicht hatte, seine Dienste anzubieten. Nach kurzer Zeit kam er wieder, noch bleicher und verstörter, wie vorher, und schickte Madame Schmitz,

trotz ihres Widerstrebens aus dem Zimmer, um selbst bei dem Kranken, der in einen halbwachen Zustand verfallen war, in welchem er fortwährend laut phantasirte, zu wachen. Und jetzt, in diesen stillen, bangen Stunden, erhielt Benno die Bestätigung dessen, was er längst geahnt hatte, und sein sonst so fröhliches Herz wurde trauriger und immer trauriger, je länger sein Auge in den gähnenden finstern Abgrund hineinblickte, der sich so plötzlich aufgethan und über dem einen Opfer, das er bereits verschlungen, sich keineswegs schließen zu wollen schien. Mrs. Durham war bei der Nachricht von dem entsetzlichen Ereigniß, das Benno ihr in den schonendsten Ausdrücken mittheilte, zusammengezuckt, als ob ihre Hand ein glühendes Eisen gefaßt hätte, aber sie hatte mit keinem Zeichen die Schwäche ihres Geschlechtes verrathen. Als der junge Mann von der Möglichkeit sprach, daß Mr. Durham sich durch Schwimmen gerettet habe, sagte sie im kurzen heisern Ton: „Nein, nein! er ist todt, verlassen Sie sich darauf! er ist todt!“ — Dann hatte sie nach Sven gefragt, und als Benno ihr nicht verschwieg, daß sein Zustand leicht einen gefährlichen

Ausgang nehmen könne, gesagt: „Lassen Sie ihn nicht sterben, oder lassen Sie ihn auch sterben, es ist ja jetzt doch Alles gleich;“ — und dazu hatte sie gelächelt — ein furchtbares Lächeln, wie es Benno einmal von einer berühmten Schauspielerin in der Rolle der Lady Makbeth gesehen hatte, und dann hatte sie ihm mit der Hand gewinkt, daß er sich entfernen möge.

Benno hatte nie zu den Bewunderern von Mrs. Durham gehört. Ihr düstres, stolzes Wesen würde zu jeder Zeit seinem fröhlichen, lebenslustigen Sinn mißfallen haben, und daß sie seinen schwärmerischen Freund in ein Verhältniß verstrickte, von dem Benno wenigstens nichts Gutes prophezeite, konnte er ihr nun vollends nicht vergeben. Heute aber erschien sie ihm wie ein böser Dämon, wie ein schöner Vampyr, dessen eigentliches und einziges Geschäft es ist, Tod und Verderben rings um sich her zu verbreiten. War es nicht mit dämonischer Gewalt über den unglücklichen Sven gekommen, so, daß er alle seine Grundsätze, die schmerzlichen Erinnerungen seines Lebens vergaß, um sich ohne Widerstand dieser zügellosen unseligen Leidenschaft

zu überlassen, die seine Seele selbst bis hierher, bis in die Vorhallen des Todes verfolgte? denn durch alle seine wilden Phantasien schwebte immer das eine Bild der schönen hohen Frau. Er stand mit ihr am Bergeshang und schaute mit ihr hinein in die weite, sonnige Welt, und was er sah, war Alles sein und Alles, Alles legte er ihr zu Füßen; — er saß mit ihr in dem Teppichgemache der Villa; der milde Schein der Lampe fiel auf ihr dunkles, glänzendes Haar; er hatte sein Haupt auf ihre Knie gelegt und aus seinem tiefsten Herzen quollen köstliche Schmeichelworte zärtlichster Liebe, während sie ihm sanft das Haar aus der heißen Stirn streichelte und ihre Augen wie Sterne durch das Halbdunkel leuchteten. — Dann schwamm er mit ihr in einem kleinen Boote allein auf dem im Abendschein erglänzenden Strom; er bat sie, ihm zu sagen, ob sie ihn liebe; aber wie er ihre Hand erfaßte, war es nicht sie, sondern ihr Gatte, und plötzlich wurde es Nacht ringsum und sie versanken in einen heulenden Abgrund, in welchem es von Ungeheuern wimmelte, die mit langen, spitzigen Zähnen nach ihm schnappten. —

„Wie soll dies enden, wie soll dies enden!“ seufzte Benno, während er frisches Eis auf die glühende Stirn des Kranken legte; „wenn ich etwas weniger sanguinisch wäre, so könnte ich wahrhaftig wünschen, er stürbe jetzt, denn, wie ich ihn kenne, ist es nun doch mit allem Glück auf lange Jahre für ihn vorbei.“

Aber die kräftige Natur Sven's widerstand siegreich den ungeheuren Stößen, welche sie hatte erdulden müssen. Nach einigen Tagen erwachte er zu dem Bewußtsein des Lebens — es war ein trauriges Erwachen. Benno's Befürchtung schien in Erfüllung zu gehen — aus den gramesdüstern Zügen war jede Spur von Jugendmuth und Lebensfreude verschwunden. Er erzählte Benno, vor dem ja doch nichts verschwiegen bleiben konnte, Alles, was sich an dem verhängnißvollen Abend zwischen ihm und Cornelien und Mr. Durham zugetragen hatte. Er erfuhr von Benno, daß man Mr. Durham's Leiche noch immer nicht aufgefunden habe. Dann trat eine Pause ein und darauf fragte Sven: „Hast Du Cornelien gesehen?“ „Ja. —“ „Und? —“ „Sie ist heute, wie sie gestern war,

oder, wenn Du willst, wie immer: stumm und kalt und unergründlich. Sie sitzt am Bette des kranken Edgar, der einmal über das andere fragt: wann der Papa wiederkommt? Sie hat jetzt eine gute Gelegenheit, sich zur Abwechselung einmal die andre Seite der Medaille zu besehen."

„Was hast Du ihr von — von —"

„Von Mr. Durham's Tod gesagt? Was ich wußte."

„Hat sie nach mir gefragt?"

„Ein einziges Mal, dann nicht wieder."

Sven drehte sich ungeduldig im Bett herum; und stöhnte, von körperlichen und seelischen Schmerzen zugleich gefoltert.

„Wann werde ich denn dies verdammte Bett verlassen können?" grollte er, und ließ die schlaffe, weiße Hand auf die Decke fallen.

„Weshalb?"

„Wie Du fragst! Um zu ihr zu gehen."

„Wie ich sie kenne, würde sie selbst kommen, wenn sie Dich sehen wollte."

„Oder ihr doch wenigstens zu schreiben."

„Wie ich sie kenne, würde sie Dir schon längst

geschrieben haben, wenn sie Dir etwas mitzutheilen hätte."

„Du bist unerträglich!" sagte Sven ungeduldig und wandte den Kopf nach der andern Seite.

Benno hatte das tiefste Mitleiden mit dem unglücklichen Freunde, so weit seine leichtblütige Natur überhaupt einer solchen Regung fähig war. Aber er war selbst nie in einem auch nur annähernd ähnlichen Seelenzustande gewesen und wenn er auch ganz hätte sympathisiren können, so lag ihm doch das Glück seines Freundes zu sehr am Herzen, als daß er nicht, um ihn von dieser unseligen Leidenschaft zu heilen, selbst zu den stärksten Mitteln der hippokratischen Methode hätte greifen sollen.

„Ihm nachgeben, hieße nur, ihn in seinem Wahnsinn bestärken;" dachte er, wenn Sven sich mit der doppelten Empfindlichkeit des Kranken und des unglücklich Liebenden vor seinen siegenden Gründen gegen den Wahnsinn dieser Leidenschaft in ein eigensinniges Schweigen hüllte, oder ihn heftig einen Fühllosen, einen Alltagsmenschen, einen Barbaren schalt.

Merkwürdigerweise schien der Tod Mr. Durham's anfänglich auf Sven durchaus nicht den Eindruck zu machen, den man hätte vermuthen sollen, und es war das ein Beweis, wie ausschließlich seine Seele von der einen Empfindung erfüllt war.

„Was willst Du?“ sagte er, „es war ein Duell über das Taschentuch. Daß ich mit dem Leben davon gekommen bin, ist wahrhaftig nicht seine Schuld. Ich habe sie verloren, waren seine letzten Worte, aber Sie sollen sie auch nicht haben. Ich dächte, das wäre deutlich genug.“

„Aber Sven,“ Sven, bist Du denn ganz von Gott verlassen?“ rief Benno; „Du sprichst, als ob eines Menschen Leben nicht höher zu achten sei, als das eines Sperlings; und auch angenommen, dem wäre wirklich so, war denn euer Einsatz gleich? Hattest Du soviel zu verlieren, wie er? Hattest Du, wenn Du vom Leben schiedest, auch zugleich von Kindern, die Du liebtest — und ich sage Dir, daß Durham seine Kinder zärtlich liebte — Abschied zu nehmen?“

„Hat er denn an sie gedacht, als er mich auf

Tod und Leben herausforderte?" sagte Sven. „Er hat es nicht; es handelte sich bei ihm, wie bei mir, nur um das Eine, Cornelien zu besitzen oder zu sterben — und in dem Einen waren wir gleich. Ja," fuhr er düster fort, „ich glaube jetzt, woran ich vorher nie geglaubt habe, daß er sein Weib liebte, — nicht so, wie ich — denn das ist unmöglich, aber doch liebte — nun wohl! so hatte sie zu entscheiden zwischen mir und ihm, und sie hatte für mich entschieden. Er mußte diesen Willen ehren, wie ich es gethan haben würde, hätte sie meine Liebe verschmäht. Warum trat er nicht zurück? Es war seine Pflicht; wenn Du dem Weibe verwehren willst, seine Neigung nach freier Wahl zu verschenken, so würdigst Du es zur willenlosen Sclavin herab."

„Aber hier war von Wahl nicht mehr die Rede," rief Benno; „sie hatte gewählt, vor langen Jahren gewählt. An ihr war es, die Wahl, die sie getroffen, zu ehren."

„Und wenn nun diese Wahl ein Irrthum war, willst Du den Irrthum sanctioniren, weil er einmal da ist? so heilige nur jede schlechteste Institu-

tion, unter der die Menschen seufzen, denn sie hat einmal Platz gegriffen; ja, und laß auch nur jede Krankheit uncurirt, denn sie ist ein Faktum, das Du respectiren mußt."

„Vergleiche mir nicht meine edle Wissenschaft mit euren Thorheiten," rief Benno, „und dann, was wäre denn hier curirt? ist nicht vielmehr durch Dein Hineinpfuschen in Verhältnisse, die Dich schlechterdings nichts angingen, Alles schlimmer geworden, ja so schlimm, daß es schlimmer kaum werden kann? Wo ist der edelsinnige Mann geblieben, der Du früher warst, der für sich kein Glück wollte, das nicht auch Andern zu Theil werden könnte? ja, und so recht eigentlich erst in dem Glück der Andern glücklich war? Welches Glück hast Du denn in diese Familie gebracht? Du hast einen edelherzigen, braven Mann zum Leben hinausgetrieben; hast die Kinder ihres Vaters beraubt; und hast Du denn bei alledem, worauf es Dir allein anzukommen scheint, Mrs. Durham glücklich gemacht? Könnt ihr euch wahrhaft eures Glückes erfreuen, das ihr mit dem Tode eines braven Mannes erkauft habt? wird die Erinnerung an ihn euch nicht aus den süßesten

Träumen aufschrecken? und was soll Deine Geliebte erwiedern, wenn die Kinder einst vor sie hintreten und fragen: Mutter, wo ist unser Vater?"

Mit solcher Wärme hatte Benno vielleicht in seinem Leben noch nicht gesprochen und seine Argumente verfehlten keineswegs ihre Wirkung auf Sven. Aber gerade weil dieser fühlte, daß er Benno mit Vernunftgründen nicht widerlegen könne, erwiederte er mit um so größerer Heftigkeit:

„Wie kannst Du mich verantwortlich machen für die Folgen eines Verhältnisses, das von vornherein den Keim des Verderbens in sich trug? Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Wehe dem, der zwischen zwei Menschen steht, welche die Natur für einander geschaffen hat! Wehe dem, der sich zwischen zwei Flammen wirft, die unaufhaltsam zu einander hinstreben! Er darf sich nicht beklagen, wenn er von der Glut verzehrt wird. — Nein, Benno, nein! trotz allem, was Du sagen magst! — er mußte sterben. Er war nicht der Mann, ein Gut, das er einmal besaß, in den Augen der Welt wenigstens besaß, aus freien Stücken aufzugeben, nun wohl! so weiß ich

eben keinen andern Ausweg, als daß er sterben mußte, — nicht für mich! ich will ja nichts für mich; aber für sie, damit sie endlich einmal wieder frei ins Leben blicken könnte, und sich dem Manne eignen, den sie wahrhaft lieben darf, weil er sie wahrhaft versteht. Daß ich der Mann bin, ist ein Zufall. Ich habe ein so großes Glück nie erstrebt, nie gehofft; — aber da ich es einmal bin, durch ihre freie Wahl bin, so will ich es auch sein, trotz aller Philister, die ja von jeher das Recht hatten, sich vor Allem zu bekreuzigen, was in ihren alltäglichen Kram nicht paßt."

„Nun sieh;" sagte Benno, und es blitzte beinahe das alte humoristische Lächeln in seinen dunkeln Augen; „nun sieh! zu welchen erbärmlichen Sophismen ein so logischer Kopf wie der Deine seine Zuflucht nehmen muß, um eine schlechte Sache zu vertheidigen: daß Du mich zu den Philistern rechnest, möge Dir Vater Apollo und die neun Musen, die es besser wissen, vergeben; aber daß Du mir, dem approbirten Lehrer der Anthropologie und Psychologie, über Deinen Zustand ein X für ein U machen zu können glaubst, ist denn doch mehr,

als meine akademische Würde verträgt. Solche melancholischen Geister, wie Du, mein lieber Sven, sind der Gefahr, mit Leib und Seele einer Leidenschaft zu verfallen, das heißt mit Haut und Haaren des Teufels zu werden, am allermeisten ausgesetzt. Die Glut der Sinnlichkeit, welche wir frivolen Weltkinder für das nehmen, was sie wirklich ist, verwechselt ihr fortwährend mit der Sehnsucht des Herzens, und weil ihr euch so im Allgemeinen bewußt seid, daß ihr das Gute um des Guten willen wollt, will es euch in dem Falle, in welchem Du Dich jetzt befindest, gar nicht in den Kopf, daß ihr ausnahmsweise einmal, wie andere Menschenkinder auch, unter der ausschließlichen Herrschaft des Egoismus steht. Denn, mein lieber Sven, Du weißt, was Shakespeare sagt, der sich auf dergleichen auch ein bischen verstand:

Niemand ist noch so arg gefangen worden,
Als Weise, tretend in der Narrheit Orden,
Die Weisheit, von der Thorheit ausgebrütet,
Glaubt von dem Schild der Weisheit sich behütet.

Das Glück der Geliebten ist euch, wie ihr behauptet, Alles in Allem, dem ihr, wenn es sein muß, unbe-

denklich die ganze übrige Welt opfert, nur daß ihr, merkwürdigerweise euch selbst von diesem Opfer ausnehmt, nicht aus Feigheit, oder einem andern unedlen Beweggrund, Gott bewahre! wie kämet ihr Auserwählten des Herrn dazu! sondern weil ihr euch für einen integrirenden Theil des Glückes der Geliebten haltet, die ja auf der weiten Welt von Niemanden so geliebt wird, wie von euch. In diesem Cirkel bewegt ihr euch nun so lange, bis euch der Kopf wirbelt; bis ihr den ruhig objectiven Blick für die übrige Welt verliert; bis das Edelste im Menschen, die Billigkeit, das Gefühl für Recht und Unrecht, in euch stumpf geworden, und eure Menschenliebe, aus der ihr so viel Wesens macht, einer dumpfen Selbstsucht gewichen ist, in welcher euch das Wohl und Wehe der Anderen nicht viel wichtiger erscheint, als einem leichtsinnigen Knaben das Leben von Maikäfern und Schmetterlingen."

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt; wenn Du Dich von Cornelien geliebt wüßtest, würdest Du anders sprechen."

„Und Du auch, wenn Cornelie einen Andern liebte."

„Aber sie liebt nun einmal mich, und keinen Andern.“

„Soll ich Dir etwas sagen, lieber Sven, auf die Gefahr hin, Deine Freundschaft für immer zu verlieren? Ich glaube noch gar nicht, trotz alledem, was geschehen ist, daß diese Frau Dich liebt. Nein, sieh mich nicht so zornig an, sondern höre ruhig zu. Es lebt in dieser Frau, wie auch in Dir, die Sehnsucht nach etwas unerreichbar Hohem, nach einem überschwänglichen Glück, das ihr das Leben niemals gewährt hat, und auch niemals gewähren kann. Sie liebt ein Ideal, das sie sich aus ihrer souveränen Phantasie erzeugt hat, und dem schließlich Du so wenig gleichst, als irgend ein anderer vom Weibe Geborener. Der beste Beweis dafür ist, daß selbst die Liebe ihres Gatten ihr nicht genügte. Du krümmst verächtlich die Lippe, aber Du hast Franc Durham nicht gekannt; ich habe ihn gekannt und ich sage Dir! es war ein Mann, ein edelherziger, großmüthiger Mann, für den kein Weib zu gut war, und von dem ich keinen einzigen Fehler weiß, als den, welchen er jetzt mit seinem Leben bezahlt hat, den Fehler, daß er sein Weib zu sehr liebte. Und

nun will ich Dir eine Prophezeiung machen, ohne Merlin zu sein: Die Reue, diesen Mann, dessen Werth sie jetzt erst erkennen wird, in den Tod getrieben zu haben, wird stärker und immer stärker bei Cornelien erwachen, und weit entfernt, daß sie Dich, und wäre es nur in Gedanken, an seine Stelle setzte, wird sie in Dir bald nichts weiter, als die Ursache einer ungeheuren Verirrung sehen, die sie des Gatten und ihre Kinder des Vaters beraubt hat. — Nun aber ist es genug und über genug für heute. Nimm Deine Medicin zur rechten Zeit und denke darüber nach, was ich gesagt habe. Ich komme morgen, ehe ich in's Colleg gehe."

Benno ergriff seinen Hut und ließ Sven allein mit seinem Gewissen.

XII.

Und das Gewissen blieb nicht stumm in den langen einsamen Stunden, wo sich der an Leib und Seele kranke junge Mann schlaflos auf seinem Lager wälzte. Es setzte sich zu ihm an sein Bett in der vielgeliebten Gestalt seiner verstorbenen Mutter. Er hörte diese sanfte Stimme klagen, wie weh es einer Frau thue, sich von ihren Kindern trennen zu müssen, den Mann, an dessen Herzen sie geruht, ein einziges Mal nur vertrauensvoll geruht, fortan als einen Fremden betrachten zu müssen. Er hörte die sanfte Stimme sagen: daß um seine liebsten Hoffnungen betrogen werden, Menschenloos, und daß Entsagen lernen, der Weisheit letzter Schluß sei. — Sven dachte an all das Leid, das seine edle Mutter hatte erdulden müssen, um einen Fehltritt zu büßen, zu welchem das heiße Blut der Jugend und die ausschweifende, trügerische Phantasie der Jugend sie

verleitet hatten. Er dachte an den stillen Kummer, mit welchem seine Mutter das wüste Leben des Vaters erfüllt hatte; es kam ihm die Erinnerung einer Scene, wo der erste Gemal seiner Mutter, der Oberst, zur Regulirung, er wußte nicht mehr welcher Familienverhältnisse, auf dem Gute zum Besuch gewesen war, und die Hände der weinenden Frau ergreifend, mit einer vor innerer Erregung bebenden Stimme gesagt hatte: wärest Du mein Weib geblieben, Leonore, Du brauchtest diese Thränen nicht zu vergießen, und noch viele, die Du dereinst noch vergießen wirst. — Sven war damals noch ein kleiner Knabe gewesen und die großen Leute hatten sein nicht geachtet, wie er in dem Buchengange, in welchem sie auf und abschritten, nach Schmetterlingen haschte, aber er hatte diese Worte wohl gehört und jetzt nach so langen, langen Jahren kommen sie ihm wieder in das Gedächtniß, als wären sie gestern erst gesprochen worden. — Und dann dachte er einer andern Scene, wo er, viele Jahre später, als Jüngling, seine Mutter in demselben Buchengange am Arm geführt, und sie, nachdem sie viel über seine Zukunft gesprochen, ihre

milden großen Augen mit ernster Zärtlichkeit auf ihn richtend, gesagt hatte: „Und über Alles, Sven, sei treu gegen Dich selbst und gegen Andre, und verleite auch Niemand, daß er die Treue bricht. Denn der Friede mit uns selbst ist das höchste aller Güter, und der Treulose hat keinen Frieden.“

Ach, Frieden, Frieden! wie wenig Frieden hatte sein Leben jetzt! wie schwankte seine Seele, gleich einem sturmgequälten Schiff, von einer Woge des Gefühls in die andere! Seine Phantasie zeigte ihm fortwährend die entsetzlichsten Bilder. Er sah Mr. Durham mit den Wellen ringen, versinken, sich noch einmal heben, um dann für immer von dem rauschenden Strom verschlungen zu werden. Er sah Cornelien am Bette des kranken Edgar mit düstern trocknen Augen vor sich hinstarren; er hörte sie leise mit bebenden Lippen den Tag verfluchen, an welchem sie den Fremdling zum ersten Male erblickte. Er sah sie zusammenfahren, als es jetzt in der Nacht an die Hausthür pocht, die Hand auf das Herz drückend lauschen und dann mit einem wilden Schrei zusammenbrechen, während der kranke Knabe fragt: ob nun der Vater nach Hause komme?

Wenn dann nach einer von so schauerlichen Träumen heimgesuchten Nacht endlich der Tag anbrach und er Kraft gewann, die Fiebergeister in sein Hirn zu verschließen, sah er seine Situation wohl deutlicher, aber nicht tröstlicher. Bennos scharfe Logik hatte unbarmherzig den dichten Schleier zerschnitten, mit welchem die Leidenschaft sein Auge verhüllt hatte. Er fragte sich, ob Benno nicht doch recht haben könnte, wenn er behauptete, daß Cornelie ihn nie wahrhaft geliebt habe, und hier war es ein Umstand, der seine Zweifel immer wieder von neuem aufregte, ja seine Befürchtung zur Gewißheit zu machen schien. — Er hatte sich, sobald es seine Kräfte irgend zuließen, gegen Bennos Willen und auf die Gefahr hin, seinen Zustand bedenklich zu verschlimmern, aufgerafft und ein paar Zeilen an Cornelie geschrieben, in welchen er sie anflehte, ihm ein Wort, ein einzig Wort zukommen zu lassen. Er hatte keine Antwort erhalten. Und doch mußte sie wissen, daß er krank war, daß es ihm unmöglich war, zu ihr zu kommen, daß er sich vor Sehnsucht nach ihr, vor Kummer und Gram verzehrte! Wie konnte sie es über das Herz bringen, wenn sie ein

Herz hatte, ihm in diesen Höllenqualen keinen Tropfen Labung zu spenden? Sven verzweifelte an Cornelie, an sich, an der ganzen Welt. Vor allem auch an Benno. Benno war seit einigen Tagen wie umgewandelt, oder vielmehr ganz wieder der alte. Er scherzte und lachte, als ob nichts in der Welt vorgefallen sei, und was Cornelien betraf, so wollte oder konnte er nichts sagen, als: „sie ist eine musterhafte Krankenwärterin, und ich fange an, eine wirkliche Achtung vor ihr zu fühlen. Uebrigens wird sie, so viel ich weiß, keinen Tag länger hier bleiben, als es Edgar's Zustand verlangt, der sich nebenbei entschieden bessert. Ich hoffe, daß ein längerer Aufenthalt in Italien, den ich verordnet habe, und der jetzt eine beschlossene Sache ist, ihm vollständige Heilung bringen wird."

Spielte Benno ein falsches Spiel? Sven, der verdüsterte, gequälte Sven hielt auch das für möglich. Er beschloß, sich nur noch auf sich selbst zu verlassen und hörte auf, mit Benno über Cornelie zu sprechen.

Desto eifriger beobachtete er, wie in den ersten Tagen, durch sein Fernglas die Villa; aber auch

das vergebens. Die Fenster, die nach der Terrasse sahen, wurden nicht mehr geöffnet, vielleicht um den Regen abzuhalten, der nach jener verhängnißvollen Nacht beinahe ohne Unterbrechung vom Himmel strömte. Und wenn der unglückliche junge Mann so über die sich im Regen schüttelnden Baumwipfel der Gärten weg nach der wie ein Grab stummen und verschlossenen Villa starrte, ergriff ihn die Furcht, Cornelie könne abreisen, ohne ihm Lebewohl zu sagen; ja, sei vielleicht schon abgereist, und er werde sie nun nimmer wiedersehen. Und dann packte ihn eine Angst, die sich in manchen Augenblicken fast bis zum Wahnsinn steigerte.

XIII.

In dieser Zeit erwarb sich Madame Schmitz durch ihre sorgsame Pflege um ihren jungen, an Seele und Leib kranken Miethsherrn Verdienste, die er selbst freilich in keiner Weise anerkannte, und die deshalb der kleinen Dame um so höher angerechnet werden müssen. Frau Schmitz hatte mit dem divinatorischen Scharfsinn, den ihr die Natur verliehen und den sie in ihrer früheren Praxis, wo sie die Leidenschaften ihrer Kunden in Rechnung bringen und zum Theil darauf speculiren mußte, bedeutend ausgebildet hatte, sehr bald herausgebracht, daß Sven's Gemüthszustand wol nicht so ruhig war, als es im Interesse des jungen Mannes und auch im Interesse von Madame Schmitz wünschenswerth schien. Madame Schmitz hatte einen instinctiven Abscheu vor der Melancholie, vermuthlich,

weil sie dieselbe so oft mit der Unfähigkeit, ausgestellte Wechsel einzulösen, in Verbindung gesehen, und weil sie in ihrer jetzigen Praxis, als Hausbesitzerin und Vermietherin elegant möblirter Wohnungen an einzelne Herren und ganze Familien, die Erfahrung gemacht hatte, daß die meisten Klagen über unregelmäßige Bedienung, zu schwachen Kaffe, rauchende Oefen, schlecht schließende Fenster, musicirende Zimmernachbarn, Lärm auf der Straße u. s. w. von den melancholischen Temperamenten einliefen. Nun waren freilich noch keine Klagen, wie sie sie so oft hören mußte, über Sven's Lippen gekommen. Er war in Madame Schmitz Augen ein Muster-Miether, ein wahres Pracht-Exemplar von einem einzelnen Herrn; aber — Madame Schmitz wußte es — mit melancholischen Miethern ist kein dauernder Bund zu flechten. Sie können sich erschießen — der Fall war wirklich in ihrem Hause mit einem vom Spleen geplagten Engländer vorgekommen — sie können über Nacht auf den Einfall gerathen, daß der Himmel an diesem Orte zu schwer über ihnen hängt und am nächsten Morgen ihre Sachen packen; Madame Schmitz hielt

sich in ihrer Eigenschaft als Frau und Wirthin eines Hotel garni verpflichtet, Alles aufzubieten, um der Ursache von Sven's Trübsinn auf die Spur zu kommen. Und es dauerte nicht lange, so hatte die schlaue kleine Person diese Spur entdeckt. Es mußte doch einen Grund haben, weshalb Sven's Opernglas immer auf dem kleinen Tischchen neben seinem Lehnstuhl in der offenen Balkonthür lag; es konnte doch nicht von ungefähr sein, daß Sven in den kurzen Unterredungen, die er mit ihr über wirthschaftliche Angelegenheiten hatte, beinahe jedesmal auf eine gewisse Dame zu sprechen kam; es mußte ihm doch in der Gesellschaft dieser gewissen Dame sehr gefallen, oder er würde wol nicht Abend für Abend in eine gewisse Villa gegangen sein.

So wußte Madame Schmitz schon lange vor dem Hereinbruch der Katastrophe, weshalb Mr. Tomlinson, der gerade unter Sven wohnte, durch einen Schritt, der nächtlicher Weile stundenlang über seinem Kopfe den Teppich des Fußbodens von einem Ende bis zum andern maß, um seine kostbare Ruhe gebracht wurde. Jetzt nun war

vollends jeder Zweifel unmöglich. Mr. Durham ertrunken auf einer Wasserfahrt, von der man Sven mit triefenden Kleidern, bewußtlos nach Hause gebracht hatte, — Madame strengte ihr fruchtbares Gehirn an, den eigentlichen Hergang dieser schauerlichen Geschichte herauszugrübeln und kam ihrem Scharfsinne durch gelegentliches Horchen an dem Schlüsselloch von Sven's Zimmer, wenn dieser mit Benno so heftige Unterredungen hatte, erfolgreich zu Hülfe. Madame ging in dem geheimnißvollen Adyton ihres Wohnzimmers, welches sich zur ebenen Erde, rechts von der Hausthür, der Portierloge gegenüber befand, mit sich zu Rathe, was in dieser schwierigen Lage zu machen sei. Es war eine verteufelte Geschichte — gerade so, wie vor vier Jahren als Bob Wesley der schönen Frau den Hof machte, nur daß Mr. Durham nun todt und kalt, mithin die Sache nicht ganz so verzweifelt war, als in jenem Falle. — „Was der Baron wohl gäbe, wenn" — Madame Schmitz sah sich scheu um, denn sie hatte, wie es ihre leidige Gewohnheit war, ihre letzten Worte laut gesprochen; es hatte sie Niemand gehört, es konnte sie Niemand

gehört haben; dennoch stand Madame von ihrem Sorgenstuhl auf, schloß die Thür ab, hing ihre schwarzseidene Schürze über das Schlüsselloch, ging dann zu dem altmodischen Secretär, der in der Tiefe der Stube stand, schloß die Klappe auf, nahm aus einer der tiefen Schubladen einen Kasten von Ebenholz, stellte den Kasten auf den Tisch neben die Lampe, und öffnete ihn mit dem silbernen Schlüsselchen, das daran steckte. In dem Kasten lag ein Buch in Maroquineinband, wie es Damen zu benutzen pflegen, um Gedichte, die ihnen besonders gefallen haben, und Aehnliches hineinzuschreiben, außerdem einige wenig kostbare Pretiosen. Madame betrachtete diesen Schatz — es war heute nicht das erste Mal — und wer sie so mit auf die Seite gebogenem Kopfe und blinzelnden scharfen Aeuglein sitzen sah, konnte nicht wohl anders, als an eine alte Ohreule denken, die ein gefangenes Mäuschen, das sie in ihren Krallen hält, nachdenklich betrachtet. Sie klappte das Buch auf und blätterte darin.

„Wer das lesen könnte;“ murmelte sie; „er kann's lesen, denn er versteht englisch, was er wohl

darum gäbe, wenn er's hätte? Es ist schon vier Jahre alt, aber es steht gewiß vieles darin, was, wenn er's wüßte, ihm nützlich werden könnte. Freilich, freilich! das Andere dürfte ich ihm nicht zeigen, nur im äußersten Falle. Und dann wäre ich's los, und ich möcht's gern los sein. Hm, hm!"

Madame konnte heute Abend zu keinem Entschlusse kommen, auch in den nächsten Tagen nicht. Endlich an einem düstern, regnerischem Nachmittage, legte sie das Buch in Maroquineinband auf den neusilbernen Präsentirteller, auf welchem sie Sven eigenhändig den Kaffee brachte.

Sven hatte bei ihrem Eintreten sich aus dem dumpfen Brüten, in dem er jetzt stundenlang gänzlich versunken war, aufgerafft und ein Buch ergriffen.

„Was bringen Sie mir, liebe Frau Schmitz?" sagte er, ohne die Augen von dem Buche zu erheben.

„Den Kaffe, Herr Baron!" sagte Madame, das Präsentirbrett auf das Sophatischchen stellend.

„Und was ist denn das?" fragte Sven, auf das Buch in Maroquineinband deutend.

Madame's Hand zitterte etwas, während sie schnell die Kaffeesachen ordnete, und ihre Stimme zitterte ein wenig, wie sie mit hastigen Worten, als ob sie es gewaltig eilig habe, sagte:

„Eine englische Dame hat's vor vielen Jahren bei mir liegen lassen; ich wollte es immer einmal dem Herrn Baron zeigen, und ich dachte, daß gerade jetzt, wo der Herr Baron so viel lange Weile — Nein, nun höre Einer diesen Mr. Tomlinson! wie das wieder an der Klingel reißt!“ —

Die Haubenbänder flatterten hinter Madame her zur Thür hinaus.

XIV.

Sven war kaum allein, als er schon wieder in das brütende Sinnen, aus welchem ihn das Erscheinen seiner Wirthin für einen Moment aufgerüttelt hatte, versunken war. Als sein Blick nach einiger Zeit zufällig das Buch in Maroquineinband traf, mußte er sich erst besinnen, wie es auf seinen Tisch gekommen. Mechanisch griff er danach und eine seltsame Empfindung durchzuckte ihn, als sein Auge jetzt auf die zierliche englische Schrift fiel, mit welcher die Blätter bedeckt waren. „Sagte sie nicht etwas von einer englischen Dame, die vor Jahren bei ihr gewohnt, oder habe ich es nur geträumt?“ Hastig überflog er einige Stellen, die sein schon erwecktes Interesse noch steigerten; dann begann er, ohne zu bedenken, daß er kein Recht habe, dies zu lesen, von Anfang an mit einer

ahnungsvollen Unruhe, die sich von Seite zu Seite steigerte.

. . . .

Fanny, so nenne ich die Heldin dieser wahrhaftigen Geschichte, hatte ihren Vater nie gekannt. Ihre Mutter besaß, Bajadere, wie sie war, einen stolzen Sinn, der sich gegen eine unwürdige Behandlung empörte und das äußerste Elend einem schmachvollen Glanze vorzog. Sie hatte sich in einer Umgebung, wo Sittenlosigkeit die Regel und die Versuchung zur Sünde riesengroß ist, rein erhalten. Sie war eine beliebte und wegen ihrer Schönheit gefeierte Tänzerin, dennoch konnte sich Niemand ihrer Gunst rühmen. Da lernte Constanze zu ihrem Unglück meinen Vater kennen. Er war ein schöner glänzender Cavalier, der in allen Künsten der Verführung Meister war, besonders in der Kunst, bei einem durch und durch verderbten egoistischen Herzen die Miene eines Biedermannes zu heucheln. Er schien von der Schönheit Constanze's gerührt, von ihrer Tugend entzückt, er wußte die Maske eines enthusiastischen, aufrichtigen Bewunderers so dicht über sein wahres Gesicht zu

ziehen, daß sie dem gläubigen Auge des edelherzigen Mädchens wenigstens undurchdringlich war. Da er nicht in der Stadt, in welcher Constanze zu jener Zeit beschäftigt war, sondern auf dem Gute seines Vaters — wie er sagte — wohnte, und von diesem strengen, mürrischen alten Vater mißtrauisch bewacht, nur selten und selbst dann nur immer verstohlen, mit seiner Geliebten zusammenkommen konnte, so fehlte ihrem Verhältniß nicht der Reiz des Geheimnisses, der für die meisten Gemüther, und besonders so phantastische, wie das Constanze's, einen so großen Reiz hat. Wozu bei der Entwickelung eines alltäglichen Dramas noch lange verweilen? Die Katastrophe trat nur zu bald ein. Ein Nebenbuhler des Cavaliers in der Gunst Constanze's schrieb an sie einen anonymen Brief, in welchem er sie vor dem Umgange mit einem Mann warnte, der ein notorischer Roué sei, und das Versprechen, sie nach dem Tode seines Vaters zu heirathen, umsoweniger werde halten können, als dieser Vater allerdings seit acht Wochen todt, der Sohn dafür aber seit beinah eben so viel Jahren mit einer sehr schönen und liebenswürdigen Dame

verheirathet und durch diese bereits Vater von drei Kindern sei.

Constanze glaubte kein Wort von alle dem. Sie zeigte dem Cavalier diesen Brief und bat ihn, über die verächtlichen Verleumdungen seiner Feinde zu lachen. Aber der Cavalier lachte nicht; im Gegentheil, er wurde ganz ernsthaft und sagte nach kurzem Bedenken: es ist gut, daß die Sache zur Sprache kommt; sie mußte es über kurz oder lang doch einmal. Was Dir der Anonymus, der übrigens kein Anderer als Herr von — ist, und dem ich dafür eine Kugel durch seinen dummen Schädel jagen werde, schreibt, ist Alles wahr. Indessen was thut's? Es ändert ja in unserm Verhältnisse nichts, nur daß ich Dich nicht werde heirathen können. Du bleibst was Du bist — meine Geliebte — und ich gebe Dir jährlich tausend Thaler — oder auch zweitausend, oder so viel wie Du willst — sagte der Cavalier, der sah, daß Constanze bei seinen Worten immer bleicher und bleicher geworden war.

Constanze antwortete nichts. Sie deutete nur schweigend auf die Thür. In ihrem Antlitz und in ihrer Geberde lag ein Etwas, das Gehorsam

heischte. Der Cavalier entfernte sich und murmelte: er wolle morgen wieder kommen, wenn die Dame in etwas besserer Laune sei. Er kam auch wirklich am andern Tage, aber er fand die Wohnung Constanze's leer. Sie war noch in derselben Nacht abgereist Niemand wußte wohin, und Niemand hat es je erfahren.

Einige Jahre später trat an einem der kleineren Theater Londons eine Tänzerin auf, über welche das Urtheil des Publikums sehr getheilt war. Die Einen sagten: sie sei ein Muster von rührender Anmuth und hinreißender Grazie, die Andern fanden ihre Bewegungen lanquid und ihre Saltos bei weitem nicht hoch genug; die Einen behaupteten: es sei eine der schönsten Frauen, die man sehen könne, die Andern: sie sei allerdings früher jedenfalls sehr schön gewesen, aber die Jahre, Krankheit oder Kummer hätten doch in dieser Schönheit bereits arge Verwüstungen angerichtet. Wie dem auch sein mochte: die Künstlerin errang nur einen sehr fraglichen Beifall und der Impressario, der sie mit allem Pompe angekündigt hatte, ließ ihr die Wahl, ob sie in das Corps de Ballet eintreten,

oder ihr Heil auf einer andern Bühne versuchen wolle.

Sie entschied sich für das Erstere. Sie wußte am besten, daß die Recht hatten, welche behaupteten, daß ihren Leistungen die rechte Kraft und ihrer Schönheit die frische Büthe fehle. Sie wußte, daß Krankheit und Kummer jene unwiederbringlich gebrochen und diese für immer abgestreift hatten. Sie wußte, daß ihr der Tod am Herzen nage, und daß der Tanz, den sie auf der Bühne unter dem Applaudiren und Zischen der Menge tanzte, ein Todestanz sei.

Dennoch mußte sie leben — nicht für sich, denn das Leben war ihr eine Last — aber sie hatte ein Kind, ein Töchterchen, das sie mit der ganzen, durch Leid und Schmerz nur noch gesteigerten Gluth eines unendlich liebreichen Herzens liebte. Sie, für sich selbst, hätte schon längst Ruhe und Vergessenheit in den Wassern der Themse gesucht, aber für ihr Kind ertrug sie willig die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks, die Entbehrungen, den Mangel, die Noth — und schlimmer als das, die Qual,

mit einem Herzen voll tiefsten Leides tanzen und lächeln zu müssen vor einem Publikum, das kein Erbarmen hat und haben kann, und all' die tausend Demüthigungen, die von einem groben Impressario und gemeinen Colleginnen einer armen, durch Kränklichkeit in der Ausübung ihrer Kunst vielfach gehinderten Choristin bereitet werden. Sie ertrug dies Alles und hätte noch viel mehr ertragen. Was ist einer Mutter unmöglich, wenn es sich um ihr Kind handelt! Und o! mit welcher rührenden Zärtlichkeit sie über dies Kind wachte! wie sie ihr die kleinsten Steinchen aus dem Wege räumte, sie, deren Fuß auf der rauhen Bahn ihres kummerreichen Lebens tagtäglich von scharfen Dornen mitleidslos zerrissen wurde! Ihre größte Sorge war: sie könne sterben, bevor Fanny im Stande sei, sich selbst ihr Fortkommen in der Welt zu schaffen. Sie hätte ihre Lage wesentlich verbessern können, wenn sie zugegeben hätte, daß Fanny die Bretter betrat. Denn die Leute sagten, daß Fanny schön sei, und daß sie durch ihre Schönheit allein Furore machen würde.

Aber Constanze schauderte vor diesem Gedanken zurück. Ihr Kind, ihren Engel in diesen Pfuhl der

Sünde stoßen, zugeben, daß die Reine geschleudert werde in dieses Pandämonium — o, nimmer, nimmermehr! nicht für alle Schätze Indiens! Hatte sie doch selbst, als ihr die Wahl gestellt wurde zwischen bezahlter Schande und einem Leben voll Noth und Entbehrung keinen Augenblick geschwankt. Fanny sollte nie erfahren, daß die Schönheit das Aushängeschild des Lasters sein kann. Ihr Plan war, das Kind möglichst viel lernen zu lassen und sie sodann in einer ehrbaren Familie als Erzieherin unterzubringen. Sie zweifelte nicht daran, daß ihr dieser Plan gelingen werde. Sie selbst war die Lehrerin ihres Kindes. Sie sprach die hauptsächlichsten lebenden Sprachen, sie hatte viel und mit Verständniß gelesen; sie hungerte, um ihrer Tochter eine Grammatik, irgend ein Buch, das sie für nöthig hielt, kaufen zu können. Ihre Sorgfalt war nicht verschwendet. Fanny hing mit ebenso großer Liebe an ihrer Mutter, wie sie von dieser geliebt wurde, und sie hätte Alles, was die Mutter von ihr gelernt wünschte, aus Liebe gelernt, wenn ihre Wißbegierde nicht eben so groß gewesen wäre, wie ihre Liebe.

So war Fanny sechzehn Jahre alt geworden, ohne von der Welt mehr kennen gelernt zu haben, als wäre sie eine von sorgsamen Wächtern behütete und beschirmte Prinzessin gewesen. Sie verließ ihre kleine Wohnung nur immer in der Begleitung ihrer Mutter, welche nicht bedachte, daß der sicherste und oft der einzige Schutz der Armen und Verlassenen ihre, durch die Noth frühzeitig gereifte Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ist. Die Mutter glaubte, sie werde Zeit genug behalten, das Schiff des Glückes ihrer vielgeliebten Tochter in den ruhigen sichern Hafen zu steuern, ohne daß die Tochter selbst die rauhe und gefahrvolle Arbeit, die dazu gehört, kennen lernte. Sie wurde in dieser Hoffnung betrogen.

Als Fanny eines Abends, auf die Rückkehr der Mutter harrend, zu Hause über ihren Büchern saß, wurde heftig an die Thür gepocht. Verworrene Stimmen, die nichts Gutes verkündeten, begehrten Einlaß. Zitternd öffnete Fanny. Man brachte ihre Mutter getragen — eine Leiche! Ein Blutsturz hatte, als sie eben von den Brettern hinter die Coulisse getreten war, ihrem Leben, das

schon lange an einem Faden hing, ein Ende gemacht.

Es waren grauenvolle, entsetzliche Tage, die Tage, die nun folgten. Aus der treuen mütterlichen Hut hinausgestoßen in eine bange Oede, in der tausend Gefahren — Gefahren, welche sie mehr ahnte als begriff — die Unerfahrene, Hülflose wie Gespenster umschwebten. Allein, ganz allein und allein in London, diesem donnernden Meere, wo das Hülfegeschrei des Ertrinkenden ungehört verhallt, wo das Leben des Einzelnen nicht schwerer wiegt als die Schaumblase, die auf dem Wasser treibt, um im nächsten Augenblick spurlos zu verschwinden.

Man hatte die Mutter fortgetragen und auf einem Kirchhof in der Nähe verscharrt. Fanny war allein geblieben in der öden Wohnung. Man hatte ihr nur das Allernothwendigste an Kleidern und Hausgeräth gelassen, das Andere hatte dienen müssen, die Kosten des Begräbnisses zu decken. Ein paar Pretiosen der Mutter aus früheren besseren Tagen hatte sie vor den habgierigen Blicken der Menschen, die sich in die Wohnung des Jammers



drängten, zu verbergen gewußt. Ihr ganzes sonstiges Vermögen bestand in wenigen Schillings, und die forderte ihr die Wirthin schon am folgenden Tage für Kost und Wohnung ab.

Fanny sah diese Frau jetzt eigentlich zum ersten Male. Es war ein häßliches, widerliches Geschöpf, auf dessen Gesicht alle schlimmsten Laster ihre Siegel gedrückt hatten. Sie erkundigte sich genau, ob Fanny noch irgend welche Hülfsquellen, ob sie Verwandte, oder Bekannte habe, an die sie sich in ihrer Noth wenden könnte? Als Fanny diese Fragen mit Nein beantwortet hatte, wurde die Alte sehr freundlich und sagte: Fanny könne in ihrem Hause bleiben, so lange es ihr gefalle. Sie wolle sie wie eine ihrer Töchter halten; sie wisse, wie weh der Hunger thue und sie habe ein Herz für die Unglücklichen und Verlassenen. Sie sprach noch Vieles der Art, was sich in ihrem Munde gar sonderbar ausnahm; aber Fanny glaubte dem Allen, und obgleich die Häßlichkeit und das ganze Wesen der Alten sie mit einem Schauder erfüllte, so wußte sie ihr doch Dank für ein Mitleid, das so uneigennützig schien. Als die Alte sie verlassen

hatte, fiel Fanny auf die Knie und dankte Gott mit heißen Thränen, daß er ihr in ihrer Noth eine Retterin gesandt habe.

Die Alte hatte ein paar Töchter, welche jetzt zu Fanny kamen und sich außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen sie benahmen. Es waren hübsche Mädchen; aber die Reden, die sie führten, und die Art, wie sie sich kleideten, erregten in Fanny eine instinctive Furcht, der gleich, mit welcher wir schöne Gipftpflanzen in die Hände nehmen.

Man ließ Fanny in dem Zimmer, das sie mit ihrer Mutter bewohnt hatte, aber sie nahm an den Mahlzeiten der Familie Theil, und obgleich man sich ihr gegenüber offenbar einen Zwang auferlegte, sah und hörte sie doch genug, daß sie jedesmal froh war, wenn sie sich in ihr stilles, einsames Zimmer zurück gerettet hatte. Am peinlichsten waren ihr die Promenaden, zu welchen sie die Alte, die für ihre Gesundheit außerordentlich besorgt schien, jetzt häufig aufforderte. Fanny war auf der Straße immer nur an der Seite ihrer Mutter erschienen, die streng darauf hielt, daß ihr Gesicht stets mit einem dichten Schleier bedeckt war. Sie wollte

dieser Gewohnheit auch jetzt treu bleiben; aber die Alte litt es nicht. „Du bist in ehrbarer Gesellschaft, liebes Kind,“ sagte sie, „und es ist jetzt kein Grund, weshalb Du Dein Gesicht vor den Leuten verstecken solltest.“ Aber Fanny fand, daß nur zu viel Grund dafür vorhanden sei. Die Alte wählte immer die belebtesten Straßen und Plätze und die Zeit kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Promenaden von Müßiggängern wimmelten. Es begegneten ihnen viele Herren, die Fanny in einer Weise anstarrten, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Viele von diesen Herren schienen die Alte zu kennen. Sie winkten nachlässig mit dem Kopfe, wenn sie vorübergingen, und dann lachten sie und stießen einander an. Einige blieben sogar bei der Alten stehen und sprachen mit ihr, aber so leise, daß Fanny nicht verstehen konnte, um was es sich handelte. Das Alles ängstigte Fanny so, daß sie die Alte bat, zu Hause bleiben zu dürfen. Die aber wollte davon nichts hören; sondern lachte Fanny wegen ihrer Aengstlichkeit aus, schalt sie einmal eine Duckmäuserin und das andere Mal eine Kokette, die recht gut wisse, wie hübsch sie die Sprödigkeit

kleide, und die mit ihrer Zurückhaltung noch ihr Glück in der Welt machen werde.

Fanny wußte nicht, wie diese Reden zu deuten seien, aber sie sollte bald aus ihrer gefahrvollen Unwissenheit gerissen werden.

Bis jetzt hatte sie sich nach den Spaziergängen für den übrigen Theil des Abends auf ihr Zimmer zurückziehen dürfen. Sie war sehr froh über diese Erlaubniß, denn des Abends und oft bis tief in die Nacht hinein ging es sehr lebhaft im Hause her. Fanny hatte von früher her die Gewohnheit, zeitig aufzustehen und zeitig zu Bette zu gehen. So lange ihre Mutter lebte, hatte das Gefühl der Sicherheit sie ruhig und fest schlafen lassen. Auch jetzt befolgte sie dieselbe Lebensweise, aber ihr Schlaf war nicht mehr so tief und sie erwachte manchmal mitten in der Nacht von einem Lärm, der aus den Zimmern ihrer Wirthin kommen mußte, und sie mit einer unbestimmten Furcht erfüllte.

Eines Abends nun bat die Alte Fanny, als sie sich wie gewöhnlich entfernen wollte, zu bleiben. Es kämen einige Herren, die sie gern kennen lernen wollten, zum Besuch. Sie brauche sich gar nicht

zu ängstigen, die Herren seien gute Bekannte der Familie, ja halb und halb mit derselben verwandt. Bei dieser Aeußerung fingen die beiden Töchter der Alten laut zu lachen an. Da Fanny keinen Grund, diese Einladung abzulehnen, aufzufinden wußte, so blieb sie, obgleich mit schwerem Herzen. Es dauerte nicht lange, so kamen die Herren, welche man erwartete. Es waren ihrer drei, junge hübsche Männer in eleganter Kleidung. Die Alte stellte sie Fanny als ihre lieben Neffen vor, was denn wieder bei den Töchtern und den Herren ein schallendes Gelächter hervorrief. Ihre Gesichter waren erhitzt; sie schienen von einem Diner zu kommen und dem Weine allzureichlich zugesprochen zu haben. Zwei von ihnen machten sich mit den Töchtern zu schaffen; der Dritte setzte sich zu Fanny und sagte ihr viel Schmeichelhaftes, worauf das junge Mädchen nichts zu erwiedern wußte, da sie von Allem, was um sie her vor ging, so verwirrt war, daß sie kaum wußte, was sie sah oder hörte.

Aber die unbestimmte Angst, die sie schon während der ganzen letzten Zeit nicht mehr los geworden war, steigerte sich mit jedem Augenblick, und eine

Stimme in ihrem Innern sagte ihr: Du mußt aus diesem Hause entfliehen, und wäre es in den Tod.

Der junge Mann, der bei ihr gesessen hatte, war aufgestanden und zu der Alten gegangen, die im Nebenzimmer den Thee bereitete. Die beiden andern Paare, die lachend und kichernd in den dunkeln Ecken des Zimmers auf kleinen Sophas saßen, achteten nicht auf sie. Fanny erhob sich leise und ging zur Thür hinaus. Sie eilte, so schnell sie konnte, auf ihre Stube, ergriff Mantel und Hut, in demselben Augenblick aber klopfte es an ihre Thür. Sie ließ die Sachen wieder fallen, um, wenn es, wie sie vermuthete, die Alte war, keinen Verdacht zu erregen, und sagte, mit möglichst fester Stimme, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen klopfte: herein! Aber es war nicht die Alte, die jetzt hereintrat, sondern der Herr, welcher eben bei ihr gesessen hatte. Er zog die Thür hinter sich zu und warf sich Fanny zu Füßen. Er schwor ihr, daß er sie liebe: er versprach ihr die schönsten Kleider und Schmucksachen und Gold die Fülle, wenn sie ihn wieder lieben wolle. Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie fest, obgleich Fanny ihre ganze Kraft

aufbot, sie ihm wieder zu entziehen. Sie sah, daß sie in der Gewalt dieses Mannes war; sie wußte, daß ihr Hülferuf in diesem Hause kein Echo finden werde, als brutales Lachen und unfeine Scherze. Aber in dieser äußersten Noth fühlte sie plötzlich einen Muth und eine Entschlossenheit in sich, von der sie selbst keine Ahnung gehabt hatte. Sie erinnerte sich, daß sie den Schlüssel der Thür draußen hatte stecken lassen, als sie vorhin in ihr Zimmer gekommen war. Darauf baute sie ihren Plan. In einem Augenblick, wo sie fühlte, daß die Hände des jungen Mannes die ihrigen etwas weniger fest umschlossen, riß sie sich mit einer verzweifelten Anstrengung los, eilte mit einem Sprunge zum Zimmer hinaus, schlug die Thür hinter sich zu, drehte den Schlüssel um und war im nächsten Augenblicke auf der Straße.

Es war ein Abend im Februar. Ein kalter, mit Schneeflocken untermischter Regen fiel unaufhörlich; die Gasflammen der Laternen glühten roth durch den trüben Wasserdunst. Von der Straße spritzte unter den in ununterbrochener Reihe hindonnernden Wagen der Schlamm auf die Trottoirs, über welchen

die Regenschirme der unzähligen Fußgänger ein bewegliches Dach bildeten. Fanny fühlte nicht den kalten Regen, der ihre dünnen Kleider durchnäßte, nicht die Stöße, die sie von allen Seiten erhielt. Sie eilte, so schnell sie nur immer vorwärts zu kommen vermochte, nach der Richtung, in welcher sie den Fluß vermuthete. Sie wollte ein Asyl, das sie vor Schmach und Schande rettete, und sie kannte kein anderes, als dieses eine.

Sie war in ihrem athemlosem Lauf in eine Straße gerathen, die zu einem vornehmeren Quartier gehören mochte. Es war verhältnißmäßig leer auf der Straße. Vor einem der Häuser strahlte das Licht der Gasflammen aus den weit geöffneten Thüren. Elegante Kutschen in rascher Folge fuhren vor, und Herren in schwarzem Anzug und Damen in weißen Gewändern, Blumen im Haar und Blumen in der Hand, stiegen aus und suchten unter den Regenschirmen galonnirter Bedienten so schnell wie möglich das Vestibüle zu erreichen. Fanny sah das Alles, wie man die Dinge und Menschen in einem Traum sieht; sie wich den blendenden Lichtern und den geputzten Herren und Damen aus

und suchte die dunkelste Seite der Straße. Als sie eben um eine Ecke in eine Nebengasse bog, stieß sie an einen Herrn, der ihr eiligen Schrittes entgegenkam; das Licht einer Laterne fiel hell auf ihn und sie. Der Herr murmelte einige Worte der Entschuldigung. Als sie die fast einsame Gasse, in die sie gerathen war, hinabeilte, hörte sie einen schnellen Schritt hinter sich. Wenige Augenblicke, und der Herr, dem sie eben begegnet, war an ihrer Seite.

„Mein liebes Kind," sagte er, „dies ist keine Nacht, um ohne Hut und Mantel lange draußen zu bleiben. Erlauben Sie, daß ich Sie unter meinen Schirm nehme und nach Hause begleite."

„Ich habe kein Haus;" sagte Fanny.

„Wohin gehen Sie denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie keine Eltern, keine Geschwister, keine Freunde?"

„Nein Niemand, Niemand."

„Armes Kind!" murmelte der Mann. Er ging ein paar Schritte schweigend neben Fanny her, plötzlich, als sie wieder an eine Laterne gelangten, blieb er stehen, gab Fanny den Schirm und trat so

weit zurück, daß das Licht hell in sein Gesicht fiel.

„Sehen Sie mich einmal genau an, Fräulein;" sagte er.

Fanny that es.

Es war ein stattlicher Mann mit einem ruhig ernsten Gesicht. Seine Augen waren mit dem Ausdruck tiefen Mitleids auf sie gerichtet.

„Glauben Sie mir vertrauen zu können?" fragte der Mann.

„Ja;" erwiederte Fanny nach einer kleinen Pause.

Er nahm, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihren Arm unter den seinen und führte sie aus der Gasse zurück in die breitere Straße. Fanny folgte ihm, zitternd vor Aufregung und vor Frost, der allmählig ihre Glieder erstarren machte.

„Wir müssen suchen, ins Trockne zu kommen," sagte der Herr; „Sie werden sich auf den Tod erkälten."

Er rief ein Cab an, das leer vorüberfuhr, und öffnete den Schlag.

„Steigen Sie ein, Miß!" sagte er.

„Nein, nein!" murmelte Fanny und trat zurück.

Ihre Glieder flogen; sie konnte sich kaum noch auf den Füßen halten.

„Bei Allem, was Ihnen heilig ist, bitte ich Sie, folgen Sie mir!“ sagte der Mann, faßte Fanny mit sanfter Gewalt um den Leib, hob sie in den Wagen, rief dem Kutscher ein paar Worte zu, stieg ebenfalls ein und nahm an Fanny's Seite Platz.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Der Herr zog seinen Pelz aus und hüllte Fanny hinein. Sie sträubte sich kaum, denn ihre Kräfte waren gebrochen. Sie duldete es, daß der Herr mit seinem Tuche ihr das nasse Haar trocknete und ihren Kopf gegen seine Schulter legte. Er sprach nicht zu ihr, nur einmal sagte er:

„Befinden Sie sich jetzt etwas besser?“

„Danke, ja,“ erwiederte Fanny; aber in der That fühlte sie sich sehr krank. Ein rasender Schmerz hämmerte in ihren Schläfen; ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder und machte ihre Zähne aufeinander schlagen.

Die Fahrt dauerte lange. Endlich hielt der Wagen. Der Herr half Fanny aussteigen, schloß ein eisernes Gitterthor auf und als er sah, daß das

junge Mädchen fast zusammenbrach, trug er sie die kurze Strecke von dem Gitterthor bis zu dem Hause. Er zog die Glocke. Man öffnete sofort. Eine alte Frau stand da mit einem Licht in der Hand, das sie vor Ueberraschung bei dem unerwarteten Anblicke beinahe fallen ließ.

Das war aber auch so ziemlich Alles, was Fanny noch sah.

Erst später erinnerte sie sich wieder, daß die alte Frau sie in ein Gemach des Erdgeschosses führte und zu Bett brachte, und daß, als sie im Bette lag, die alte Frau sich über sie beugte und freundlich zu ihr sprach, während ihr die Thränen über die runzligen Wangen flossen.

Was nun folgte, war ein schwerer, beängstigender Traum, in welchem sie immerfort von der Wirthin und ihren Töchtern verfolgt wurde, während sie, um ihnen zu entgehen, sich in Abgründe stürzte, die unermeßlich tief vor ihr aufklafften, oder in den Fluß sprang, dessen Wogen sie umtosten, oder eine steile Treppe hinab lief, die immer enger und enger wurde und dann plötzlich in eine herrliche Landschaft voll Licht und Sonnenschein führte, über die sie hoch

in der Luft hinschwebte, bis sie aus der lichten Höhe wieder hinabstürzte in das enge dunkle Haus ihrer Wirthin und die entsetzliche Jagd von neuem begann.

Zwischendurch sah sie aber auch manchmal das freundliche Gesicht einer alten Frau und allmälig sah sie es öfter und deutlicher, und eines Tages erwachte sie, wie nach einem langen erquickenden Schlaf, und konnte, obgleich sie sich unaussprechlich matt fühlte, doch wieder mit vollem Bewußtsein um sich schauen.

Freilich dauerte es einige Zeit, bis sie sich nur einigermaßen in die Situation zu finden wußte. Sie war in diesem Augenblicke allein. Das Gemach, in welchem sie sich befand, war nicht eben groß, aber hell und freundlich und mit Möbeln ausgestattet, die ihr, welche in so großer Dürftigkeit aufgewachsen war, außerordentlich vornehm und prächtig erschienen. Das Bett, in dem sie lag, war mit den feinsten weißen Linnen überzogen. Dann betrachtete sie ihre Hände, die auf der Decke lagen, als ob sie ihr gar nicht gehörten, und wunderte sich, wie sie so mager und weiß geworden waren. Und

nun besann sie sich auf den letzten schrecklichen Abend, und auf den Herrn, mit dem sie in dem Wagen hierher gefahren war, und auf die alte Frau die sie zu Bett gebracht hatte.

Da kam aus dem Nebenzimmer, zu welchem die Thür offen stand, die alte Frau mit einem Herrn, dessen Gesicht Fanny auch manchmal in ihrem Traum gesehen hatte. Es war ein kleiner, ältlicher Herr mit einem scharfen, intelligenten Gesicht. Er setzte sich zu ihr ans Bett, nahm ihre Hände in die seinen und fragte sie, wie es ihr ginge? dann wendete er sich zu der Matrone und sagte: „Nun sind wir aus aller Gefahr, liebe Frau Jones. Wir können wieder ruhig schlafen.“ Dann klopfte er Fanny sanft auf die Wangen und sagte: „sie sei ein gutes Kind.“

Als der Arzt fort war, wollte Fanny der Frau Jones für ihre Güte danken, aber die sagte: sie solle sich jetzt nur ruhig verhalten und erst wieder zu Kräften kommen, zum Sprechen sei noch immer Zeit.

So vergingen einige Tage. Fanny's Reconvalescenz ging bei ihrer kräftigen Natur mit raschen

Schritten vorwärts. Der Arzt kam alle Tage, und versicherte ihr mit immer zufriedener Miene, daß sie ein gutes Kind sei. Und eines Morgens setzte sich Mrs. Jones zu ihr auf das Bett, nahm ihre Hände und sagte: „Nun, liebes Kind, erzählen Sie ein wenig aus Ihrem Leben. Denken Sie, ich sei Ihre Großmutter, wie ich es ja auch den Jahren nach sein könnte; oder nehmen Sie mich für das, was ich bin: eine alte Frau, die viel erfahren und viel gelitten hat, und recht gut die Schlingen kennt, in welchen Armuth, Jugend und Unerfahrenheit so leicht zu Fall kommen.“

Fanny verstand den Sinn dieser letzten Worte kaum, aber sie fühlte, daß es die alte Frau gut mit ihr meine und daß sie ihr Alles sagen könne. Was hatte sie denn auch am Ende zu verschweigen?

So erzählte sie ihr, was sie zu erzählen hatte, daß sie ihren Vater nie gekannt, daß sie nicht einmal wisse, wie er geheißen, wo er gelebt habe. Sie bat Mrs. Jones, ein kleines Täschchen zu öffnen, in welchem sie die Pretiosen, die ihrer Mutter gehörten, und die sie beständig bei sich getragen, verwahrt hatte, und zeigte ihr dieselben. Sie erzählte von ihrer Mut-

ter, von dem Tode derselben, und auch Alles, was nachher geschehen war bis zu dem Augenblicke, wo sie Mrs. Jones mit dem Licht in der Hand in der Hausthür stehend erblickt und bald darauf das Bewußtsein verloren hatte.

Mrs. Jones hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und Fanny wiederholt die Thränen von den Wangen gewischt, auch sich selbst mehr als einmal die Augen getrocknet.

Als das junge Mädchen geendigt hatte, küßte sie es auf die Stirn und sagte:

„Du hast, so jung Du bist, schon viel erlitten, liebes Kind; aber damit ist es jetzt, so Gott will, vorbei. Er hat Dich einen Beschützer finden lassen, der künftighin für Dich, wie für sein eigenes Kind, oder eine Schwester sorgen wird.“

„Sind Sie die Mutter des Herrn, der sich meiner an jenem Abend erbarmte?“ fragte Fanny.

„Nein, erwiederte Mrs Jones. Obgleich ich ihn lieb habe, wie einen Sohn, und er mich wie eine Mutter ehrt, bin ich doch seine Mutter nicht. Ich war seine Amme und bin jetzt seine Haushälterin.“

„Wer ist er? wie heißt er?“

„Du sollst mit der Zeit Alles erfahren. Für heute haben wir nur schon zuviel gesprochen.“

Vierzehn Tage später saß Fanny in dem Gemache, welches an ihr Schlafzimmer stieß und wo sie sich jetzt stundenlang aufhalten durfte, in einem großen, bequemen Lehnstuhl. Mrs. Jones saß in einem der Fenster und nähte. Fanny war ein wenig erregt, denn der Herr, in dessen Hause sie sich befand, hatte fragen lassen, ob er heute einen Besuch machen dürfe.

„Aengstigen Sie sich nicht, liebes Kind!“ sagte Mrs. Jones.

„Ich ängstige mich nicht,“ sagte Fanny; „aber ich sehe, trotz des hübschen Kleides, das Sie mir angezogen haben, mit meinem mageren Gesicht und dem Netz statt der Haare so häßlich aus. Was Mr. Brown nur von mir denken wird?“

„Also eitel ist das Kind auch? wer hätte das gedacht!“ sagte Mrs. Jones lächelnd.

Da klopfte es leise an die Thür, und auf Mrs. Jones' Herein trat ein Mann in das Zimmer, in welchem Fanny auf den ersten Blick ihren Retter erkannte. Sie wollte sich erheben und ihm ent-

gegengehen, aber Mr. Brown kam ihr zuvor, indem er ihr die Hand reichte und schnell auf einem Stuhl in ihrer Nähe Platz nahm.

„Ich wünsche Sie nicht zu derangiren," sagte er; „ich wollte mich nur persönlich überzeugen, daß Sie sich auf dem Wege der Besserung befinden, und daß Sie nicht ungern in diesem Hause sind, welches Ihnen der Zufall zu einer Zufluchtsstätte gemacht hat."

Fanny versuchte mit stammelnden Worten ihm ihre Dankbarkeit auszudrücken, aber Mr. Brown schnitt ihr die Rede mit einem kurzen: Bitte, sprechen wir nicht davon! ab.

Dann that er noch einige Fragen über gleichgültige Dinge, stand auf, reichte ihr die Hand und entfernte sich wieder..

Mr. Brown hatte während seines kurzen Besuchs nicht ein einziges Mal gelächelt, und so ruhig, fast kalt, ausgesehen und gesprochen, daß Fanny, als er fort war, in Thränen ausbrach.

„Was haben Sie, Kind?" sagte Mrs. Jones.

„Ich glaube, Mr. Brown ist es leid, daß er mich in sein Haus gebracht hat," schluchzte Fanny.

„Du bist ein Närrchen!“ erwiederte die alte Frau; „er ist einmal so; Du wirst Dich bald daran gewöhnen.“

Aber Fanny gewöhnte sich nicht an Mr. Brown's ruhiges kaltes Wesen, obgleich er jetzt alle Tage kam und längere Zeit blieb, um sich mit den beiden Frauen zu unterhalten.

So vergingen ein paar Wochen. Der Frühling war wieder da. Er hatte Fanny ihre Gesundheit, und, wie das eitle Mädchen glaubte, auch ihre Schönheit zurückgebracht. Fanny hätte in diesem Hause, wo ihr jeder Wunsch, noch bevor sie ihn ausgesprochen, erfüllt wurde, in der Gesellschaft von Mrs. Jones, zu der sie bald eine zärtliche Liebe gefaßt hatte, ganz glücklich sein können, wäre nicht ihr Stolz gewesen.

Sie hatte, sobald sie erkannte, daß die Tochter ihrer Mutter in jenem entsetzlichen Hause nicht länger bleiben könne, keinen Augenblick in der Wahl zwischen Schande und Tod geschwankt, und auch jetzt dünkte ihr dieser Aufenthalt unter dem Dache eines Mannes, der sie aus Mitleid von der Straße aufgelesen hatte, unerträglich, um so unerträglicher,

als sie sich mit dem leicht erreglichen Argwohn, der solchen Charakteren eigen ist, einredete, daß Mr. Brown seine Handlungsweise im Stillen bereue. Dieser Gedanke verfolgte sie so sehr, daß sie mehr als einmal halb und halb zu einer heimlichen Flucht entschlossen war, und nur die Gewißheit, daß Mrs. Jones darüber untröstlich sein würde, sie vielleicht gar für ein schlechtes undankbares Mädchen halten könnte, hielt sie von der Ausführung ihres Planes zurück.

Eines Abends, als die gute alte Frau, wie sie es pflegte, noch vor ihrem Bette saß, beichtete sie ihr Alles, was sie auf dem Herzen hatte. Die suchte ihr so thörichte Gedanken auszureden, und wußte ihr durch Bitten und Thränen das Versprechen abzulocken, daß sie sich unter keinen Umständen heimlich vom Hause entfernen wolle.

Es war am Vormittage nach dieser Unterredung. Fanny promenirte in dem Garten hinter dem Hause, wo es jetzt unter den knospenden Bäumen, auf denen die Vögel sangen und Nester bauten, schon recht anmuthig war. Sie dachte ihrer lieben todten Mutter, die nun in dem kalten Grabe ruhte, sich

nicht mehr dieses warmen Sonnenscheins, dieser zarten Frühlingsblumen, die sie so sehr geliebt hatte, erfreuen konnte. Fanny's Herz wurde schwer; sie fühlte sich recht einsam und verlassen; sie dachte zum ersten Male daran, daß sie nie einen Vater gekannt, daß sie nie, wie andere Kinder, mit Brüdern und Schwestern gespielt, und daß sie das holde, schöne bleiche Wesen, an dem sie mit so abgöttischer Liebe hing, verloren hatte, ohne einen letzten Kuß von ihren Lippen trinken zu können. Fanny setzte sich in der Laube am Ende des Gartens auf eine Bank, verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Eine Hand legte sich leicht auf ihre Schulter. Sie blickte auf. Mr. Brown stand vor ihr. Seine Augen schauten mit demselben ernsten, mitleidsvollen Ausdruck, der ihr bei seiner ersten Begegnung ein so großes Vertrauen eingeflößt, und den sie seitdem nie wieder bemerkt hatte, auf sie herab.

„Warum weinen Sie so, Fanny?“ sagte er und seine Stimme klang viel milder, wie sonst. „Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns? ist Mrs.

Jones weniger freundlich gegen Sie gewesen? habe ich etwas gesagt oder gethan, was Sie beleidigte?“

„Nein, nein, Sir!“ sagte Fanny. „Sie sind so gut, viel zu gut gegen mich. Ich habe ja diese Güte durch nichts verdient und gerade das ist es, was mir so schwer auf dem Herzen liegt.“

„Und würde Sie das Wenige, was wir für Sie gethan haben und thun können, nicht drücken, wenn Sie einem Bruder, einer Mutter dafür zu danken hätten?“

„Ich glaube, nein.“

„Und wenn Sie nun Jemand fänden, der es für das höchste Glück seines Lebens erachten würde, für Sie zu sorgen, wie eine Mutter für ihr Kind; Sie zu schützen und zu schirmen, wie ein Bruder eine vielgeliebte Schwester — würden Sie auch einem solchen Manne dies höchste Glück mißgönnen? aus seinen Händen nicht das Wenige, was er zu bieten vermag, ohne zu erröthen, nehmen können?“

Mr. Brown sprach das mit tiefer Bewegung; seine Stimme bebte, und die Hand, mit der er jetzt Fanny's Hand ergriff, zitterte.

Ihre Bewegung war nicht minder groß. Sie wagte nicht die Augen zu dem Manne, der vor ihr stand, aufzuschlagen. Sie hatte kein volles Verständniß dessen, um was es sich hier handelte; sie fühlte nur, daß dieser Augenblick über das Wohl und Wehe ihres Lebens entscheiden müsse. Sie wollte etwas erwiedern; aber ihre Kehle war wie zugeschnürt.

„Und wenn," fuhr Mr. Brown fort, „wenn ich nun dieser Mann wäre? wenn ich zu Ihnen spräche: sei mein Weib, Fanny! was würden Sie mir antworten?"

Aber Fanny vermochte nicht zu antworten. Thränen, heiße Thränen erstickten ihre Stimme. Mr. Brown hatte ihre beiden Hände ergriffen und sie an sich gezogen; sie lehnte ihr Haupt vertrauensvoll an die Brust, an welcher es schon einmal geruht, in jener Nacht, als die Welt um sie her finster war wie das Grab. — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem Frühlingsmorgen in dem Garten hinter der epheuumrankten Villa sind manche Jahre verflossen. Mr. Brown hat mit seiner Gattin

große Reisen gemacht. Sie hat die Welt gesehen und die Menschen kennen gelernt. Aus dem armen Mädchen ist eine vornehme Dame geworden. Sie hat Alles, was sonst das Herz einer Frau begehrt: Rang und Reichthum, Schönheit (so sagen ihr die Schmeichler wenigstens) und den größten Schatz des Weibes: blühende Kinder. Und dennoch, dennoch! ihr Herz, ihr ungestümes, habgieriges Herz ist nicht zufrieden; ihr stolzes Herz, das grenzenloser Liebe fähig ist und dafür grenzenlos wieder geliebt sein möchte. Und wird Fanny so geliebt? Manchmal glaubt sie es; aber öfter, viel öfter glaubt sie es nicht. Ist eine Liebe, die aus dem Mitleid hervorging, die echte Liebe? Kann solche Liebe ewig sein? Hört sie nicht in dem Augenblick auf, wo ihr Gegenstand des Mitleids nicht länger bedürftig ist? Und auf der andern Seite: ist nicht das Gefühl, zu Dank verpflichtet zu sein, der Tod der Liebe? Muß nicht Dankbarkeit eine Folge der Liebe, aber nicht umgekehrt Liebe eine Folge der Dankbarkeit sein? Ist nicht die Dankbarkeit eine Kette? Darf die freie Liebe Ketten tragen? Und wiederum: findet eine Liebe, welche durch die Kette

der Dankbarkeit gefesselt ist, den rechten Glauben? Findet Fanny's Liebe Glauben? Denn Fanny liebt den Mann, dem sie ihr Leben und ihre Ehre verdankt, und würde ihn grenzenlos lieben, wenn sie reich und mächtig gewesen wäre, wie er, oder er arm und hülflos, wie sie. Dann würde sie nichts von der Unruhe empfinden, die jetzt in ihr wühlt; dann würde sie eine Wolke auf der Stirn des geliebten Mannes nicht, wie jetzt, für eine Wolke des Zweifels an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe halten. Und unglückliche Fanny! weit entfernt, diese Wolke, die sie ängstigt, zu verscheuchen — und sie könnte es durch ein Wort! — legt sie es geflissentlich darauf an, sie zu vergrößern. Sie nimmt die überschwänglichen Huldigungen, die ihr von allen Seiten gezollt werden, mit einer Miene der Genugthuung entgegen, die sie weit entfernt ist, wirklich zu empfinden. Weshalb? weiß sie es oft doch selber kaum! um sich frei zu fühlen, selbst auf die Gefahr hin, die Eifersucht ihres edlen Gatten zu erregen. Denn er ist, kalt und ruhig, wie er scheint, eifersüchtig und argwöhnisch; wie sollte er's denn auch nicht sein gegen eine Dirne, die er von der Straße

aufgelesen hat? Hätte ich in der großen Welt leben können, ehe ich sein Weib wurde, es wäre besser geworden; ich brauchte nicht stets das Gefühl mit mir herumzutragen, daß aller Reichthum, mit dem er mich überschüttet hat, die Freiheit, die ich verlor, ehe ich mich ihrer erfreuen durfte, nicht aufwiegt. Möglich, ja, ich glaube, gewiß, daß ich ihn gewählt, unter Tausenden gewählt hätte; aber ich hätte ihn g e w ä h l t . . . so aber war er mein Retter, mein Wohlthäter — ich hatte keine Wahl . . . O, mein Gott, mein Gott, wohin soll dies führen? Ich sehe schon im Geiste den Augenblick kommen, wo diese stummen grundlosen Vorwürfe herüber und hinüber nicht mehr stumm und nicht mehr ohne Grund sind; wo keine Brücke der Verständigung über den Abgrund, den wir selbst uns graben, möglich ist! — Jetzt erst fühle ich, was es heißt, allein stehen in der Welt, ohne Vater und Mutter, ohne Geschwister und Freunde; ja, ohne Namen. Ich habe keinen. Was braucht eine Paria einen Namen? — es wird mich noch wahnsinnig machen; manchmal ist es mir, als wäre ich es schon. . . . .

XV.

Hier schloß das Manuscript, dessen Lectüre Sven in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung beendigte. Die Handschrift war ihm gleich im Anfange so bekannt vorgekommen, und jetzt wußte er, weshalb. Er nahm das Billet, das er am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht von Cornelie erhalten, aus der Brieftasche, in welcher er es seitdem beständig getragen, entfaltete es mit zitternder Hand und verglich es mit dem Manuscripte. Es war dieselbe Handschrift mit den schnellen zierlichen Zügen! — Aber was bedurfte es so äußerlicher Beweise! Sprach die Geschichte selbst nicht beredt genug? Paßte nicht Alles Wort für Wort auf sie? brauchte man nicht für Fanny — Cornelie,

und für Mr. Brown — Mr. Durham zu lesen, um die wahren Personen dieser Geschichte zu finden? Hatte nicht Cornelie an jenem Abend auf dem Strom ein Verhältniß, wie das hier geschilderte, angedeutet? und hatte sie nicht diese Zimmer bewohnt? wie leicht konnte dieses Manuscript bei der eiligen Abreise damals vor vier Jahren liegen geblieben sein...

Sven sprang auf und riß an der Klingel, daß er den Griff in der Hand behielt. Die Schnelligkeit, mit welcher Frau Schmitz auf diesen Ruf in Person erschien, hätte Jedem, der weniger aufgeregt gewesen wäre, als Sven, wunderbar vorkommen müssen.

„Wie gelangte dieses Buch, das offenbar Mrs. — das offenbar einer Dame, die ich kenne, gehört, in Ihre Hand?“ rief er der kleinen Frau heftig entgegen.

Frau Schmitz war über diese brüske Anrede so erschrocken, daß sie sich nothwendig in einer halben Ohnmacht auf einen Stuhl werfen und ihr Gesicht mit einer schwarzseidenen Schürze bedecken mußte.

„Wie kommen sie zu diesem Buch?“ wieder-

holte Sven, ohne auf die zarten Nerven der Angeredeten Rücksicht zu nehmen, in noch heftigerem Tone.

Frau Schmitz sprang wie electrisirt von ihrem Sitze auf und rief:

„Jesus Maria, Herr Baron! ich verstehe ja kein Wort englisch!“

„Gleichviel! Wie kommen Sie zu diesem Buch?“

„Ich will ja Alles erzählen,“ rief Frau Schmitz, die Hände ringend: „aber der Herr Baron müssen mir versprechen, mich nicht zu verrathen. Ich wäre eine ruinirte Frau, und ich habe ja doch nur Ihnen zur Liebe die Schreiberei wieder hervorgesucht, die ich eben so gut hätte verbrennen können.“

„Ich verspreche Alles, was Sie wollen, nur reden Sie,“ sagte Sven.

„Sehen Sie, Herr Baron,“ fuhr Frau Schmitz fort und trocknete sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen; „ich bin die ehrlichste Frau von der Welt und mein einziger Fehler ist, daß ich an dem Schicksale der Familien und einzelnen Herren, die bei mir wohnen, einen zu innigen Antheil nehme. Der Herr Baron mögen es mir nun glauben oder nicht,

aber ich habe Ihrethalben schon vierzehn Tage lang nicht schlafen können, und mir die Augen fast aus dem Kopfe geweint. Ich kann es nun einmal nicht lassen: ich muß mit den jungen Leuten sympathisiren. Ich weiß es wohl: Jugend hat keine Tugend, aber du lieber Himmel, was man nicht lassen kann, das muß man am Ende doch thun. So habe ich immer mit der armen Mrs. Durham sympathisirt, denn sie ist immer freundlich zu mir gewesen und hat immer mit mir gesprochen, wie eine Dame mit einer andern Dame, und sehen Sie, Herr Baron, darauf halte ich sehr viel, denn —"

„Um Himmelswillen, weiter, weiter!" rief Sven.

„Jesus Maria, wie nervös der Herr Baron in Ihrer Krankheit geworden sind! Ich bin ganz aus dem Text gekommen. Ja, was ich sagen wollte, ich gönnte es Mrs. Durham, daß ihr die Herren den Hof machten und besonders Mr. Wesley, der damals auch hier wohnte und alle Tage mit ihr spazieren fuhr oder ging. Mr. Wesley, müssen der Herr Baron wissen, war ganz toll und blind vor lauter Liebe, so daß es ein rechtes Herzeleid war,

es mit anzusehen, gerade wie — nichts für ungut, Herr Baron, aber —.“

„Weiter, weiter! Dieser Mr. Wesley hat ja nichts mit der Sache zu thun.“

„Doch, doch, sehr viel! Denn Mr. Wesley lag mir alle Tage in den Ohren, wenn er nur wüßte, ob Mrs. Durham ihn wieder liebte; er wollte seinen Kopf darum geben, wenn er nur ein Wort darüber erfahren könnte, und was dergleichen gotteslästerliche Redensarten mehr sind. Nun hatte ich noch die Geschichte mit Mr. Sorry, der sich auf No. 5 erschossen hat, frisch im Gedächtniß, und ich fürchtete, Mr. Wesley könne es eben so machen, denn der Herr Baron glauben gar nicht, was diese Engländer, besonders wenn sie Flöte spielen, für schreckliche Menschen sind. Meine eisernen Kochtöpfe sind nichts dagegen. Also geholfen mußte werden. Nun hatte ich Mrs. Durham in der letzten Zeit oft schreiben sehen und sie einmal gefragt: was sie denn da schriebe? und sie hatte mir geantwortet: ein Tagebuch. Da fiel mir nun ein, daß ich Mr. Wesley einen rechten Gefallen thun könne, wenn ich ihm einmal für ein paar Augenblicke dies

Tagebuch verschaffte, denn ich wußte aus den Romanen, daß in so einem Tagebuche immer Alles steht, was man nur zu wissen wünschen kann. So ging ich eines Tages, als die Durham's ausgefahren waren auf das Zimmer — dies selbe Zimmer, Herr Baron — und richtig! da lag das Tagebuch, das Mrs. Durham vergessen hatte wegzuschließen, hier auf diesem selbigen Tisch, so wahr die heilige Jungfrau mich in Gnaden behüten möge. Ich ging mit dem Buche wieder hinunter und wartete auf Mr. Wesley, der, wie ich glaubte, früher nach Haus kommen würde. Indessen es wurde Abend; er kam nicht, und eben wollte ich das Buch wieder nach oben tragen, da kamen sie alle drei zusammen an: Mr. und Mrs. Durham und Mr. Wesley. Nun war es zu spät, denn, wie sich der Herr Baron wol noch erinnern werden, am nächsten Morgen reisten Durham's ab, und Mr. Wesley ein paar Tage darauf, und ich war von dem Allen so außer mir gebracht, daß ich an das unglückliche Buch gar nicht wieder dachte und auch nicht eher wieder daran gedacht habe, als bis ich sah, daß der Herr Baron in demselben jämmerlichen Zustande war, und damit

der Herr Baron glauben, daß ich eine ehrliche Frau bin, so sollen Sie auch den Kasten haben, in welchem das Buch gelegen hat."

Bei diesen Worten producirte Madame aus der umfangreichen Tasche ihres Kleides das Ebenholzkästchen und stellte es auf den Tisch; „und die Schnurpfeifereien, die dabei waren und auf die ich nicht zehn Thaler leihen würde, wenn sie mir als Pfand angeboten würden;" — hier griff Madame in die andere Tasche und legte ein paar Schmucksächelchen auf das Kästchen; „und nun ist mein Gewissen so rein, wie das eines neugebornen Kindes."

Ob das tröstliche Bewußtsein ihrer hohen Moralität für Madame so überwältigend war, oder ob ihre aufgeregten Nerven sich auch nur eine Erquickung schaffen wollten, — sie fing bitterlich zu weinen an, und eilte, mit der einen Hand die Augen bedeckend und die andere zum Himmel erhebend, wie eine tragische Heldin, wenn sie im fünften Acte Gift genommen hat, zur Thür hinaus.

XVI.

„Und Alles das um nichts! Um Hekuba! Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr, daß er um sie sollt' weinen?"

Ich glaubte, ihr Alles in Allem zu sein, wie sie mir Alles war. Ich war es nicht — und doch, wenn ich es nicht war, so war Alles ein wüstes Fastnachtsspiel, in welchem man aus Versehen den Freund ersticht und damit den tollen Scherzen ein fürchterliches Ende macht. Weßhalb ist Franc Durham denn gestorben? er brauchte nicht zu sterben; ich war der Ueberflüssige, der sich unbeweint und unbelacht aus der Welt trollen konnte. Mein Gott, mein Gott, wohin ist es gekommen? wollte ich denn etwas Anderes, als sie glücklich sehen? würde ich mich nicht still in ihrem Glück gesonnt haben? würde ich sie nicht geliebt haben, wie die

Blume das Licht! wie ich alles, was schön und gut ist, geliebt habe, so lange ich denken kann? Thor, der ich war, eitler, blöder Thor, der sich für unentbehrlich hielt, als ob er der Heiland wäre für alle Schäden der Welt! — Aber ist sie weniger schuldig? hat sie meine Thorheit nicht geflissentlich genährt? habe ich es nicht aus ihrem eigenen Munde, daß sie mich liebt? wen hat sie getäuscht? mich oder sich? oder uns Beide? hat sie mich blos ihrem Stolz geopfert? blos um ihren Stolze die Genugthuung zu verschaffen, auch einmal ihre Gunst nach freier Wahl verschenkt zu haben? Armes, armes Weib! wie sehr mußtest du leiden, bis dein edles Herz sich so verirrte, dein heller Verstand sich so verdunkelte! Die Dankbarkeit gegen deinen Gatten drückte dich! wie wird dich jetzt die Undankbarkeit quälen! Die Dankbarkeit hat dich mit Geißeln gezüchtigt, die Undankbarkeit wird es mit Skorpionen thun!

Und doch! büßest du nicht auch nur, wie so Viele, für die Sünden deiner Väter? hättest du dich dem Dämon Stolz, der dich zu Fall gebracht, in die Arme geworfen, wenn du dich auf den

treuen Arm eines Vaters hättest lehnen dürfen? war dieser Stolz nicht das einzige Erbtheil deiner unglücklichen Mutter? und war für sie wiederum der Stolz etwas anderes, als ein Gegengift gegen die Verzweiflung? Arme Mutter! armes Kind! ich wollte, ich hätte dein Bruder sein dürfen, daß du an meiner Brust den Hafen der Ruhe gefunden hättest, den wir hinter uns wissen müssen, wenn wir die Stürme des Lebens mit ungebrochenem Muth durchwettern sollen. — Und haben dir diese Talismane nicht helfen können? dieser dünne goldne Reif, den du sicher von dem erkalteten Finger der lieben Hand streiftest, die du so oft mit heißer Zärtlichkeit geküßt? diese Kette, mit der sich die Aermste vielleicht noch an dem Abend ihres Todes für das wüste Publicum eines Vorstadttheaters geschmückt hatte? dieses Medaillon, das wohl ihr eigenes Bild enthielt — heiliger Gott, was ist das! —

Sven zuckte bei dem Anblick des Bildes in dem Medaillon zusammen, als hätte ein Blitzstrahl vor seinen Füßen in die Erde geschlagen. Er traute seinen Sinnen nicht; ein Teufel mußte sein hölli-

sches Spiel mit ihm treiben; und doch! und doch! es wurde nicht anders; dieses zierlich auf Emaille gemalte Bild eines stattlichen Mannes, dessen Schönheit wilde Leidenschaften und niedrige Ausschweifungen nicht hatten verwüsten können, war seines Vaters wohlgetroffenes Portrait. . . . .

. . . .

. . . .

Draußen war es dunkel geworden; im Zimmer war es Nacht und noch immer saß Sven, den Kopf in die Hand gestützt in seinem Lehnstuhl, regungslos wie ein Schlafender. Endlich erhob er sich still, ging still in die Kammer nebenan, kleidete sich um, ohne kaum zu wissen, was er that, kehrte dann in das Zimmer zurück, legte das Buch und die Schmucksachen in das Kästchen, und ging damit, wie ein Nachtwandler still und stumm, ohne das erschrockene Jesus, Maria und Joseph! von Madame Schmitz zu beachten, die ihm auf der Treppe begegnete, ohne die verwunderte Frage des Portiers: „Wollen Sie denn ausgehen, Herr Baron?“ zu beantworten, zur Thür hinaus, die Uferstraße hinab, den Weg nach der Villa.

XVII.

Um dieselbe Zeit, als Sven in seinem dunkeln Zimmer sich an dem Sphinx-Räthsel des Lebens abmühte, gingen zwei Männer in der Nähe der Villa am Ufer des Stroms in eifrigem Gespräche auf und ab. Es mußten wohl sehr wichtige Dinge sein, die sie verhandelten, denn sie sprachen leise, obgleich rings um sie her eine Stille herrschte, die das Plätschern des Wassers zwischen den Weiden des Ufers nur noch stiller zu machen schien.

„Ich kann Ihren Entschluß nicht billigen und werde es nie thun;“ sagte der Kleinere von den Beiden. „Sollte Sie deßhalb ein wunderbares Geschick aus einem beinahe gewissen Tode errettet haben, damit Sie nun doch für Ihre Gattin, für Ihre Kinder auf ewig gestorben sind?“

„Pardon me, my friend!“ sagte der Andere;

„nur für meine Gattin, nicht für meine Kinder! — für meine Kinder nur so lange, bis meine Gattin Zeit gehabt hat zu der freien Wahl, nach der, wie ich weiß, ihr stolzes Herz sich sehnt.“

„Und wenn nun Sie es sind, die Mrs. Durham wählt; wenn sie einsehen sollte, was sie an Ihnen verloren hat, und alle Männer der Welt ihr den einen, Verlorenen nicht ersetzen könnten?“

„Das wird nicht geschehen;“ sagte Mr. Durham.

„Ich möchte kein Gift darauf nehmen,“ erwiederte Benno heiter; „die Weiber sind eine sonderbare Nation; sie sind Alle mit wenigen Ausnahmen weitsichtig; sie müssen das Buch ihres Lebens immer in einer gewissen Entfernung vor den Augen halten, sonst können sie's nicht lesen. In dem Punkte ist Mrs. Durham grade so wie andere Frauen; glauben Sie mir.“

„Ich will es nur gestehen,“ sagte der Engländer nach einer Pause, „daß es ein Funken dieser Hoffnung war, der mir in jener Nacht den Muth gab, nicht zu sterben. Als ich Sven, mit dem ich zugleich um den Bug des Schiffes herumgewirbelt

wurde, gerettet sah, und nun der Dampfer weiter schoß und ich allein in den Wellen schwamm — da dachte ich wohl: weßhalb willst du die Gelegenheit nicht benutzen, die dir günstiger so leicht nicht wieder kommt; der Todeskampf kann ja nicht lange dauern, wenn du nur ernstlich willst. Dennoch schwamm ich rüstig mit den Wogen, die zum Ufer rollten, weiter, nicht weil ich den Tod fürchtete, sondern weil eine Stimme in mir sagte: Du hast mit dem Leben noch nicht abgeschlossen, und so darfst du auch noch nicht sterben wollen."

„Ich verstehe es vollkommen," sagte Benno; „der Tod ist ein Examen, in das Niemand gern geht, der seiner Sache nicht ganz sicher ist. Aber was ich nicht verstehe, ist, weßhalb Sie, anstatt nach Hause zu eilen, sobald Sie sich an's Land gerettet hatten, ein abenteuerliches Incognito in der Hütte des alten taubstummen Fischers vorzogen, — ein Incognito, das ich in so indiscreter Weise schon nach wenigen Tagen stören mußte. Ich werde den Augenblick nicht vergessen, als ich in das Stübchen trat und statt meines alten Patienten meinen sehr ehrenwerthen Freund Franc Durham fand."

„Warum ich nicht zurückkehrte?“ erwiederte der Engländer. „Ich habe gelesen, daß der Löwe, wenn er mit dem ersten Sprunge die Gazelle verfehlt hat, die fliehende nicht weiter verfolgt, sondern sich voll Zorn und Scham in das tiefste Dickicht verbirgt. Ich hatte mich von dem Wahnsinn der Leidenschaft zu einer Handlungsweise hinreißen lassen, der ich mich, sobald ich wieder zur Besinnung kam, in tiefster Seele schämte. Später erst faßte ich den Entschluß, was da auch kommen würde, ruhig abzuwarten, und entweder nie wieder vor meine Gattin zu treten, oder doch erst dann, wenn ich überzeugt sein könnte, daß ich mich geirrt hatte. Bis dahin wollte ich sie überall hin begleiten, überall ungesehen um sie sein, jede Gefahr von dem theuern Haupte abwenden, und die Tantalusqualen, dir mir dies Verhältniß bereitete, als Sühne hinnehmen für jedes Leid, das ich ihr je bereitet habe. Denn, mein junger Freund, Ihnen, vor dessen hellem Verstand und edler männlicher Gesinnung ich so große Hochachtung empfinde, Ihnen kann ich es sagen: ich fühle mich meinem Weibe gegenüber nicht frei von aller Schuld. Ihr Freund hat recht:

ich hätte der Waisen, der von aller Welt Verlassenen nicht Gatte blos, ich hätte ihr Vater und Bruder sein müssen; ich bin es nicht gewesen und so mußte kommen, was gekommen ist."

Franc Durham hatte das mit einer Erregung gesprochen, die Benno diesem Manne, der sich so zu beherrschen wußte, niemals zugetraut haben würde, und die ihn deßhalb um so tiefer ergriff.

„Weßhalb in einem Labyrinthe umherirren, wenn der Ausgang so deutlich bezeichnet ist," erwiederte er beinahe heftig. „Ich sehe hier drei edle Menschen, die Alle das Gute wollen, und deren einziger Fehler darin besteht, daß ihnen das Gute immer noch nicht gut genug scheint, auf dem schönsten Wege sich mit dem besten Willen von der Welt gegenseitig grenzenlos unglücklich zu machen. Ich, der ich nicht die Blindekuhbinde der Leidenschaft über den Augen habe, sehe besser, als ihr Alle, in welcher Lage ihr seid, und wie ihr euch aus dieser Lage befreien könnt. Ich sage Ihnen, daß die Zeit der Prüfung, die Sie auf Jahre berechnet haben, schon jetzt abgelaufen ist; daß mein armer Sven nichts sehnlicher wünscht, als sein Unrecht wieder

gut zu machen und euch vereinigt zu sehen; daß Ihre Gattin ihre romantische Thorheit mit tausend heimlichen Thränen schon bereut hat; und was Sie selbst betrifft, mein sehr edler Freund, so wette ich tausend gegen eins, daß Sie gern die Hand zur Versöhnung böten, wenn Sie nur wüßten, wie Sie es anfangen könnten, ohne ihrem Stolz allzuviel zu vergeben. Ich will es Ihnen sagen: lassen Sie Ihre Gattin heute Nacht nicht ohne Sie abreisen. Ueberlassen Sie mir die Freude, sie auf Ihre Wiederkehr vorzubereiten. Ich habe Mrs. Durham versprochen, sie heute Abend noch einmal zu besuchen; sie erwartet mich also; und was Sven betrifft, so habe ich den schon halb curirt, und werde ihn morgen früh durch die Nachricht, daß Sie mit Frau und Kindern im besten Wohlsein nach Italien abgereist sind, vollends curiren. Kommen Sie, kommen Sie!"

Und der ungeduldige Benno ergriff den Arm des Engländers und zog ihn nach der Villa zu, der sie bei ihrem Auf- und Abgehen sich immer mehr genährt hatten.

In dem Augenblick, als sie um die Ecke des Ufers bogen und der Villa, welche die andere Ecke

der zum Strom hinabführenden Straße bildete, gegenüberstanden, sahen sie, wie eine dunkle Gestalt den einsamen Weg herabkam. Sie drückten sich in den Schatten des überhängenden Ufers, die Gestalt vorüberzulassen. Aber der Mann — denn ein Mann war es — blieb stehen; blickte für einen Moment nach den Fenstern des Salons hinauf, durch dessen rothe Vorhänge ein mattes Licht fiel, dann schritt er nach der Gitterthür, die zu der Terrassen-Treppe führte, schwang sich mit der Leichtigkeit und Sicherheit eines Nachtwandlers an den hohen Stäben hinauf und hinüber, eilte die Treppe empor, stand oben einen Moment still, wie um an dem geöffneten Fenster zu lauschen, drückte dann die nicht verschlossene Thür, die in das Innere führte auf und verschwand hinter den Vorhängen.

„Nun, bei Gott, das ist doch seltsam," sagte Mr. Durham; „der Mann scheint den Weg in meine Wohnung ja sehr genau zu kennen. Ich dächte, wir suchten zu erfahren, was ihn hierher gebracht hat."

Bei diesen Worten, die er in einem nichts Gutes verheißenden Ton gesprochen hatte, schloß Franc

Durham mit einem Hauptschlüssel, den er noch immer bei sich führte, die Gitterthür auf und stieg geräuschlos die Treppe hinan. Benno, der in der dunkeln Gestalt ebenfalls Sven erkannt hatte, folgte mit dem schweren Herzen eines Mannes, der ein edles Werk, an dem er lange mühsam gebaut, in dem Augenblicke der nahen Vollendung der Vernichtung preisgegeben sieht.

XVIII.

„Bist Du es?“ sagte Cornelie, „ich hatte Dich nicht erwartet; aber es ist besser so.“

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir unter der Gewalt der Gedanken und Empfindungen, von denen unsere Seele ganz erfüllt ist, das Ungewöhnlichste als etwas, das sich ganz von selbst versteht, thun und hinnehmen. Sven hatte nicht daran gedacht, daß sein plötzliches, unerwartetes Kommen Cornelien erschrecken könnte; Cornelie ihrerseits hatte, als sie ein Geräusch im Zimmer von dem Blatte, an welchem sie schrieb, aufblicken machte, und sie den Mann, mit dem sich ihr Geist in diesem Augenblicke ausschließlich beschäftigte, vor sich stehen sah, keinen Schrei des Schreckens ausgestoßen; sie hatte sich erhoben, war ihm bis in die Mitte des

Zimmers entgegengegangen und streckte ihm jetzt ihre beiden Hände entgegen.

„Ja, es ist besser so," wiederholte sie; „armer Sven, wie blaß und krank Du aussiehst, armer Sven! nein, Du mußt nicht vor mir knien und mußt nicht weinen; Du siehst ja, daß ich ruhig und gefaßt bin, und ich habe mehr Grund zum Weinen, als Du. Komm, setze Dich her, — hier, zu mir, laß uns mit einander reden, wie es zwei Menschen ziemt, die sehr vernünftig sein müssen, wenn sie nicht wahnsinnig werden wollen."

Auf Sven's Seele lag es, wie eine ungeheure Last. Er versuchte nicht einmal zu sprechen, denn er fühlte, daß er es nicht vermochte. Er ließ sich von Cornelien auf das Sopha ziehen, das in der Nähe des offenen Fensters stand, dessen zugezogene Vorhänge der laue Nachtwind manchmal leise bewegte. Sven wagte jetzt erst Cornelien anzublicken. Sie war sehr blaß und ihre großen Augen glänzten nicht mehr in dem alten Feuer. Der ganze Ausdruck ihres Gesichts schien verändert, es war viel weicher, sanfter und zärtlicher wie sonst. Ihr Anzug war ein einfacher, schwarzer, wie ihn englische

Damen auf Reisen zu tragen pflegen. Im Zimmer herrschte nicht mehr die alte Ordnung; zugeschnallte Koffer, die man aus den innern Gemächern hieher gebracht hatte, standen an der Thür neben- und übereinander.

„Willst Du denn fort?“ fragte Sven.

„Du fragst?“ erwiederte Cornelie erstaunt; „bist Du denn nicht deßhalb gekommen? So hat Dein Freund also doch Wort gehalten und geschwiegen. Ja, Lieber, ich will fort, die Kinder sind mit der guten Nancy und dem alten Humbert schon voraus; ich folge ihnen heut Nacht und morgen früh reisen wir zusammen weiter — nach Italien, — aber Du hörst nicht, was ich sage.“

„Doch, ich höre — nach Italien willst Du reisen.“

„Du solltest auch fort; ich war eben im Begriff, Dir das zu schreiben; — hier liegt der angefangene Brief, — und noch Manches, das ich auf meinem schweren Herzen hatte, und das ich Dir jetzt sagen will, wenn Du mich hören kannst.“

„Sprich, Cornelie!“

„Ich wollte Dir sagen, daß Du eine Unglück-

liche, deren Schicksal es ist, die, welche sie am meisten liebt, am meisten quälen zu müssen, vergessen mußt, — nein, nicht vergessen, denn das kannst Du nicht — aber an sie denken mußt, wie man an eine Gestorbene denkt. Du hast gesehen, was bei dem Versuche, für mich zu leben, herauskömmt; es ist des Leids genug, — zum wenigsten für Dich. Du bist jung, viel jünger als ich, wenn auch nicht an Jahren, so doch durch Deine Aussichten, durch Deine Stellung, und vor allem dadurch, daß Du ein Mann bist und alle trübsten Erfahrungen Deines Lebens, und alles tiefste Leid Deiner Seele in Thaten umsetzen kannst. Du hast viel gelernt, Dein Sinn ist edel, Dein Herz schlägt warm für die Armen, für die Unglücklichen — ein solcher Mann ist viel werth in dieser Zeit. Du sollst Dich meinethalben nicht in Thatlosigkeit verzehren, wie es Franc gethan. Als er mich fand, war er ein bedeutender Staatsmann, auf den sein Land mit freudiger Hoffnung blickte, — ich habe ihm die Ruhe der Seele geraubt, die jeder Mann zu seinem Werke bedarf, ich habe ihn zu einem heimathlosen Wanderer gemacht, der ruhelos von einem Lande

zum andern, von einer Stadt zur andern schweift. Er hat mir Alles geopfert, Alles, großer Gott und ich!“ —

Cornelie drückte für einen Augenblick die Hände schaudernd gegen ihre Stirn.

„Nein, nein,“ murmelte sie, „ich will nicht wahnsinnig werden, hinweg, hinweg!“ —

Sie ließ die Hände wieder sinken.

„Nein, sieh mich nicht so traurig an; ich bin stark, stärker, als Du glaubst. Wenn ich wahnsinnig werden könnte, so wäre ich es an dem Abend geworden, als man mir die Nachricht brachte, daß Franc ertrunken sei und Du auf den Tod lägest. Ich habe nicht geweint; ich habe nicht geklagt; ich habe nur überlegt, ob ich auch sterben dürfe, wie ich es am liebsten gethan hätte. Und da begriff ich, daß ich es nicht dürfe, daß nicht der Tod das Mittel sei, meine Schuld zu sühnen, sondern das Leben für meine, seine Kinder. Dieser Aufgabe will ich jeden Blutstropfen, jeden Gedanken weihen. Und nun, mein Freund,“ fuhr sie fort, indem sie sich mit unendlicher Anmuth zu Sven wandte und seine Hände ergriff, „stehe Du mir bei in der Lösung

dieser Aufgabe! Du kannst es, wenn Du mir versprichst, daß Du fortan das stolze Leben eines thatkräftigen Mannes führen willst, damit, wenn wir uns einst nach Jahren wieder begegnen, wir vor einander hintreten können und sprechen: wir haben redlich gestrebt, die schwere Schuld, die uns trifft, in ernster Arbeit zu sühnen. Willst Du mir das versprechen, mein Freund — mein Bruder?"

Es lag ein wunderbarer Zauber auf Corneliens Antlitz, während sie mit ihrer tiefen, melodischen Stimme, die mit jedem Worte klangvoller wurde, also sprach. Der finstere Dämon des Stolzes, der sonst auf ihrer hohen Stirn thronte, war besiegt von dem lichten Engel der Demuth. Ein himmlischer Glanz leuchtete aus ihren dunkelklaren Augen; auf ihre blassen Wangen zauberte die edle Wallung ihres Herzens die zarteste Blüte frischer Jugend. Die schöne Frau war noch nie so schön gewesen, wie in diesem Moment; Sven's Herz wallte über vor heiliger reiner Liebe.

„Und möchtest Du wirklich meine Schwester sein, Cornelie?"

„Ja, Sven, wahrlich!" erwiederte Cornelie;

„ich wollte für Dich, für mich, für — ihn, ich hätte Dich seit meiner Kindheit Tagen als Bruder geliebt; ist es mir doch oft, als wäre es wirklich so gewesen.“

„Und wenn es nun so wäre? wenn Du nun wirklich meine Schwester wärst?“

In dem Ton, in den Blicken Sven's lag etwas, das Cornelien schaudern machte. Sie sah ihn ängstlich fragend an.

Sven hatte bei seinem Eintritt das Ebenholzkästchen auf einen Tisch in der Nähe der Thür gestellt. Er stand auf, holte es und stellte es vor Cornelien.

„Kennst Du dies Kästchen?“

Cornelie stieß einen Ruf freudigen Schreckens aus.

„Wie kommst Du dazu, Sven?“

„Ich will Dir Alles erzählen. Sag mir nur erst: ist dies Dein Eigenthum?“

„Ja.“

„Und ist Fanny's Erzählung die Geschichte Deines Lebens?“

„Ja.“

„Und ist dieser Ring Dein?“

„Ja.“

„Und diese Kette?"

„Ja."

„Und weß ist dies Bild."

„Meines Vaters Bild."

„Und meines Vaters!" sagte Sven.

Cornelie hatte sich von dem Sopha erhoben; sie sah ihn starr und sprachlos an. War es Entzücken? war es Entsetzen? — ihre Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht; sie schwankte und wäre gefallen, wenn Sven sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Er trug sie nach dem Sopha.

„Sie stirbt, mein Gott, sie stirbt!" rief er in seiner Herzensangst.

„Das wird sie nicht;" sagte plötzlich eine Stimme an seiner Seite.

Es war Benno. Sven fragte nicht, woher der Freund käme; es wahr ihm genug, daß er da war.

„Ueberlaß sie mir," sagte Benno, „es ist nur eine leichte Ohnmacht; sie wird gleich wieder zu sich kommen. Ich habe noch größere Ueberraschungen für euch. In dieser Stimmung erträgt der

Geist, ohne zusammenzubrechen, das Ungeheuerste. Siehst Du, sie erholt sich wieder."

„Sie sind es?" sagte Cornelie zu dem sich über sie beugenden Benno, „ist denn dies Alles ein Traum?"

„Nein, nein, gnädige Frau, kein Traum," erwiederte Benno heiter, „oder auch, wenn Sie wollen, ein Traum, aus dem Sie zu einer schöneren Wirklichkeit erwachen werden. Ich habe Ihnen eine sehr fröhliche Nachricht mitzutheilen! So, so, richten Sie sich vollends auf! — eine ausnehmend fröhliche Nachricht, welche beweist, daß es auch noch heut zu Tage halbe Wunder gibt; halbe, nicht ganze, sonst wäre es ja auch ein Wunder, daß dieser Herr, der, wenn ich recht verstanden habe, Ihr Bruder ist, sich aus dem Wasser gerettet hat. Was dem Einen recht ist, das ist am Ende dem Andern billig."

Benno's schwarze Augen blitzten, während er in aufgeregtem Ton so sprach, von Sven zu Cornelie, von Cornelie zu Sven, von Beiden nach der halbgeöffneten Balkonthür. Der Schall der Glocke eines Dampfers, der eben an der Villa vorüberfuhr, tönte hell in's Zimmer.

„Er lebt;“ rief Cornelie; „Franc lebt!“ und sie stürzte, von einer ungeheuren Ahnung getrieben, nach der Thür; doch bevor sie noch die Schwelle erreicht hatte, lag sie in den Armen ihres Gatten.

„Franc, Franc! — Er ist mein Bruder, Franc!“

„Mein Bruder!“ sagte Franc Durham, seine Rechte freudig Sven entgegenstreckend.

„Dacht ich's doch kaum;“ sagte Benno, indem er, sich die Hände vergnüglich reibend, die Gruppe betrachtete, „daß sich noch Alles zum Besten wenden würde in der zwölften Stunde.“



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Neue Romane und Erzählungen

aus dem Verlage von

Otto Janke in Berlin.

In billigen Ausgaben sind erschienen:

Wilibald Alexis, (W. Häring), **Gesammelte Werke.** Volks-Ausgabe.

IX. bis XV. Band. Geh. à 15 Sgr.

Daraus einzeln:

Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 2 Bde. 3. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Der Wärwolf. Vaterländischer Roman. (Fortsetzung der Hosen des Herrn von Bredow.) 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Der falsche Woldemar. Roman. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hermann Kurz, Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Zweite Auflage. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Louise Mühlbach, Historisches Bilderbuch. Zweite Auflage. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Louise Mühlbach, Hofgeschichten. Zweite veränderte Auflage. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Deutsche Unterhaltungs-Bibliothek. Dritte Serie. 12 Bde. Geh. 8 Thlr.

Daraus einzeln:

Hedrich, Im Hochgebirge. Zwei Nachtstücke. Mit einem Vorwort von Alfred Meißner. Geh. 20 Sgr.

Fanny Lewald, Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eduard Maria Oettinger, Meister Johann Strauß und seine Zeitgenossen. Komischer Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Max Ring, Vaterländische Geschichten. 2 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Mariam Tenger, Anna Dalsy. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, die 12 Bde. der **„Unterhaltungs-Bibliothek, dritte Serie"** zusammengenommen bei **Baarzahlung** für 6 **Thlr.** zu **liefern**, während einzelne Romane dieser Sammlung nur zu den bemerkten Preisen zu haben sind.

Sophie Verena, Photographien des Herzens. Erzählungen. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

---

image
not
available